



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Goethes politische Lehrjahre

Lorenz, Ottokar

Berlin, 1893

Anmerkungen und Zusätze mit einem Anhang über Goethe als Historiker

Nutzungsbedingungen

[urn:nbn:de:hbz:466:1-55841](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-55841)

Anmerkungen und Zusätze

mit einem

A n h a n g e

über

Goethe als Historiker.



Stenographische und
phonetische

Handbuch

von
Herrn Dr. J. J. ...



Anmerkungen und Zusätze.

1) Zur Literatur über Goethes politische Anschauungen bemerke ich Folgendes: Der Aufsatz Dahlmanns über Goethe ist schon 1833 13. Febr. in der Hannov. Ztg. erschienen und eröffnet den Reigen beachtenswerther Stimmen. Selbstverständlich findet man bei Braun, „Goethe im Urtheile seiner Zeitgenossen“, noch eine Menge von zum Theil höchst lehrreichen Aussprüchen, die für den strengen Goetheforscher gewiß sehr erwünscht sein mögen, für den Liebhaber dagegen, als den ich mich hiermit lediglich erklärt haben will, doch gar zu langweilig wären, wenn er sie alle eingehend berücksichtigen sollte. Hier kommt es mir nur darauf an, gegenüber einigen hervorragenden Erscheinungen im Gebiete der Goetheliteratur Stellung zu nehmen. In Barrentrapps Ausgabe von Dahlmanns Kleinen Schriften, die ich benütze, vermisste ich eine Angabe darüber, von welchen „Hefen“ in dem Aufsätze Dahlmanns die Rede ist. Offenbar handelt es sich um einen Angriff auf Goethe, den Dahlmann zurückweisen will. Die „vorwurfsvolle Erscheinung“, die Goethe „für die Mitwelt“ vorstellt, muß — so lächerlich es heute klingt, — auch immer im Auge behalten werden, wenn man die Gespräche Goethes in den letzten Jahren

untersucht, weil er vieles im Aerger und Widerspruch gegen die Anwürfe sagt, die ihm zu Theil geworden sind. Da wir das Material und alle die Umstände, auf die sich Goethes Aeußerungen beziehen, nicht mehr mit einem Blicke übersehen, und die Thorheiten, gegen die er ankämpft, uns nicht groß genug vorzustellen im Stande sind, machen wir leicht Mißgriffe, wenn wir Bemerkungen Goethes, die bloß in einer bestimmten Beziehung gesagt waren, einen allgemein giltigen Werth beizulegen geneigt sind. Dahlmann bemerkt nun, obwohl er immer mehr entschuldigt und rechtfertigt, als zustimmt, einiges ganz vortreffliche: „Fast noch hitziger wiederholt sich der Vorwurf, daß er auch in der Politik nicht rechtgläubig gewesen ist. Goethe war eben auch hier ganz er selbst. Sein Blütenalter rannte sich um die Ruine des deutschen Reichs, die, ehe sie gänzlich unbewohnbar ward, den edelsten deutschen Geistern ein friedliches Obdach gewährte.“ Die Stellung Goethes in der Napoleonischen Zeit wird dann allerdings etwas schulmeisterlich mit griechischen Weisheiten zugedeckt, womit doch wenig gedient wäre, wenn man nicht etwas besseres und verständlicheres zu sagen wüßte, wovon weiter unten geredet werden soll.

Gervinus erwähne ich bloß als den vornehmsten Vertreter einer gleichsam poetisch-literaturgeschichtlichen Vornehmheit, von welcher sich ja durch lange Zeit und zum Theil noch heute viele Kreise leiten lassen. Die bekannten philisterhaften Redensarten, daß die Dichter mit dem Volke gehen müssen und ähnliches, was sie bekanntlich niemals zu thun liebten, sind zwar nicht von Gervinus, aber von literaturgeschichtlichen Nachtretern häufig noch verschlimmert worden. Eine schärfere Reaktion gegen die politischen Angriffe scheint mir seit der hundertjährigen Geburtsfeier, die im Sturm der Zeit untergesunken war, eingetreten zu sein. Dieser Kampf ist zuerst von den Weimarer Kreisen erfolgreich aufgenommen worden. Und ich unterlasse nicht hier anzumerken, daß ich meinerseits in Bezug auf mein Thema von dem guten, vortrefflichen Adolf Schöll bei weitem am allermeisten gelernt habe; ja ich möchte fast sagen meine hauptsächlichste Weisheit ist nichts, als Adolf Schöll. Dessen Karl

Augustbüchlein ist durch die Trefflichkeit der Anordnung und die Klarheit der Zusammenstellungen ein wahres Labfal in der durch lauter Geist mich zuweilen dämlich machenden Goethephilologie. Sein älterer Aufsatz: Goethe als Staats- und Geschäftsmann, ist in der erweiterten Ausführung der Ausgabe von 1882 (Berlin, Herz) so ganz einzig dastehend in Bezug auf Gelehrsamkeit, wie in Bezug auf die entscheidenden Punkte, daß ich ein für allemal sagen darf: in nuce findet jedermann das ganze Gebäude meiner vorgetragenen Ansichten auf S. 247, 248, 249 des Schöllschen Werkes beisammen. Ich habe nur als Historiker manches zwischen den Zeilen zu lesen verstanden, was nicht sofort jedermann auffällt. Und lediglich daraus nehme ich die Berechtigung, die Sache vorzutragen.

Etwas anderes ist es mit den politischen Ansichten Goethes im Allgemeinen. Hier wird man in der ausgezeichneten Arbeit Schölls vielleicht die Festigkeit und Entschlossenheit vermissen, die ich in einer andern, fast ganz vergessenen und kaum wieder genannten Broschüre gefunden habe, die ich zu zweit als meine Lehrmeisterin zu nennen habe. Im Jahre 1863 hat zu Graz in Steiermark ein alter Professor aus der in der klassischen Zeit von Weimar nicht unbekanntem Familie der Rosegarten einen ganz ausgezeichneten Vortrag, „Goethes politische Anschauung und Richtung“ gehalten, der dann in erweiterter Gestalt gedruckt worden ist. Diese Schrift (Berlin, Heinicke 1863) ist bei weitem das allerbeste und vernünftigste, was jemals über Goethes politische Anschauungen gesagt worden ist. Wenn es sich darum handelte, einige feststehende Formeln für Goethes politischen Charakter zu gewinnen, so dürfte man das kleine Werkchen von Rosegarten für vollständig erschöpfend halten; indessen wird nicht zu läugnen sein, daß der Stoff sowohl, wie die ganze Person Goethes sich dagegen sträuben, einen Panzer abgemessener politischer Ueberzeugungen anzunehmen und zu umgürten. Wenn Goethe z. B. versichert, wie sehr ihm die Freiheitsapostel zuwider wären, so handelt es sich eben um ein Epigramm, um eine augenblickliche Stimmung, um eine Herzensergießung, nicht um eine Restauration der Staatswissenschaften,

nicht einmal um die Erklärung eines Einverständnisses mit Burke. Man weiß nicht einmal, welcher Gimpel es eben gewesen sein mag, dessen Gesang den Dichter zu dem verallgemeinerten Satz des Epigramms gedrängt haben mag. Allzu ernstlich darf man es gewiß nicht nehmen mit dem Hasse der Freiheitsapostel — die anständigen und besonnenen waren Goethe am Ende doch ganz liebe Menschen und angenehme Gesellschafter. Indessen werden gewisse Grundstimmungen durch dichterische Aussprüche und selbst durch den Mund dramatischer Personen geoffenbart, man darf nur nicht an irgend eine systematische Ausgestaltung politischer Ueberzeugungen dabei denken wollen. In letzterer Beziehung darf ich den Abschnitt in dem Buche des Herrn Otto Harnack nicht unbeachtet lassen: „Goethes Betrachtung der politischen und sozialen Verhältnisse“ in „Goethe in der Epoche seiner Vollendung,“ S. 179—229. Der erste dort ausgesprochene Satz ist die Grundlage meiner Darstellung in meinem Vortrag gewesen: „Goethe war niemals Verfechter eines bestimmten politischen Systems, ein Anhänger einer organisirten politischen Partei. Auch seine politischen Anschauungen sind durchaus erwachsen aus dem Bewußtsein der praktischen Aufgaben seiner thatsächlichen Lebensstellung, verbunden mit fortgesetzter Beobachtung der politischen und sozialen Verhältnisse, die ihn umgaben, oder irgend welche Bedeutung für sein geistiges Leben gewonnen hatten.“

Ueber mehreres Einzelne, wie Epimenides, spreche ich unten. Hier will ich nur bemerken, daß ich mich mit Rücksicht auf das geschätzte Werk Harnacks um so lieber aller Benutzung der dichterischen Stellen aus Goethes Werken enthalten konnte, als man aus solchen bereits allen Gewinn gezogen findet. Zu bemerken möchte ich mir nur noch erlauben, daß ich mir die „Constructionen“ des Buches nicht anzueignen vermöchte.

Ich sehe von einer weiteren Masse von kleinen Schriften über den Gegenstand ab, und erwähne nur noch Prof. Albert Lüttge, „Goethes Verhältniß zur Geschichte und Politik“, worüber ich noch eingehender in dem Excurs über die Geschichte sprechen will, da die Abhandlung doch vorwiegend sich darauf bezieht.

2) **Leopold von Ranke**, sämtliche Werke, Bd. 49, S. 171. Es ist sehr merkwürdig, daß Ranke bei einer so bestimmten Mittheilung sich geirrt haben sollte, zumal als der Brief an Voigt, Weimarer Ausg. Nr. 2953 Ranke doch nicht bekannt sein konnte. Derselbe fehlt auch noch in der Ausg. von D. Jahn. Unter diesen Umständen habe ich mir alle Mühe gegeben, auf Rankes Quelle zu kommen, war aber nicht im Stande, etwas zu finden und muß es andern überlassen, die Sache aufzuklären, wobei dann wieder das merkwürdige zu berücksichtigen sein wird, daß Ranke von der Kenntniß Goethes von Niebuhrs Ausspruch erst durch Eckermann, also 1835, Erfahrung gehabt haben konnte. In Bezug auf die Goethesche Weissagung von 1792 glaube ich noch etwas wichtiges bemerken zu sollen: Daß die Sache nicht auf einer gewöhnlichen Combination historisch-politischer Art, sondern aus Goethes — freilich zuweilen bestrittener — spezifischer Gabe der Weissagung hervorgegangen ist, ergibt sich daraus, daß er an denselben Voigt kurz vorher schrieb: „Das gute Schicksal lasse aus dem bevorstehenden Feldzug keinen Krieg werden. Ich hoffe es. Wir haben in diesen calculirenden Zeiten mehr solche Wetter vorübergehen sehen.“ Ferner ist zur Erkenntniß davon, daß in dem Ausspruch eine wirkliche Weissagung verborgen war, zu bemerken, daß es in Nr. 2953 unmittelbar vorher heißt: „Ich habe mit Betrübniß gesehen, daß das Geheime Conseil unbewunden diesen Krieg für einen Reichskrieg erklärt hat. Wir werden also auch mit der Heerde ins Verderben rennen.“ Weiteres s. unten über den Feldzug in der Champagne. Hier nur noch die Bemerkung, daß der politische, Goethen bekannte Actenbestand in jenem Augenblicke gar keine Anhaltspunkte zu einer Aussicht auf einen 30 jährigen Krieg darbot. Mithin gehört die Sache in die reinste Kategorie von Prophetenworten des Dichters.

3) Zur richtigen Beurtheilung der Quellen und des Quellenwerthes der Gespräche und der Briefe wäre natürlich sehr viel zu sagen und ich kann nur künftigen Forschern auf diesem Gebiete den Rath geben, von allen den Grundjäten, welche

die sogenannte historische Kritik in unverblümter Simplizität aufstellt, gründlich absehen zu wollen. Den Gesprächsüberlieferern gegenüber hat schon Herr von Biedermann einen feinen, aber undefinirbaren Takt bewiesen, der hier einzig und allein helfen kann. Ich glaube nicht, daß sich Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit ein für allemale an die Ueberlieferung bestimmter Personen heften lasse, aber ich gestehe, daß ich von einzelnen, wie z. B. Niemer, so wenig wie möglich annahm, ohne daß ich wüßte warum. Der Mann bringt das meiste in einer Weise vor, die mir eben nicht gefällt, am liebsten ist es mir, wenn man den Kanzler Müller abschreiben kann; das ist eine wahre Freude, wobei ich aber wiederum unsern graswachsenhörenden Kritikern versichern muß, daß ich eigentlich nicht weiß warum.

In Betreff der Briefe wurde neulich von einer Seite aus Anlaß des Erscheinens des 9. und 10. Bandes der W. A. bemerkt, es wäre unverständlich, wie wenig die Schreiben aus und über den Feldzug enthielten. Ich glaube die Erklärung im Texte gegeben zu haben, und füge nur hinzu, daß das vorige Jahrhundert es mit dem Amtsgeheimniß sehr — sehr viel strenger nahm, als spätere Zeiten, da man es damals ganz selbstverständlich fand, wenn auf die Verletzung desselben Rad und Galgen gesetzt war. Aber auch ohnedies würde es Goethe wahrscheinlich recht geschmacklos gefunden haben, seiner Frau von politischen Dingen zu erzählen.

Häufig tritt die Ansicht auf, daß Goethe überhaupt kein wirkliches Interesse für die Politik gehabt habe, da er bei unzähligen Gelegenheiten sich ihrer überdrüssig erklärt hätte. Letzteres ist richtig, beweist aber gerade das Gegentheil, was freilich unsere heutige ewig und stündlich kennegießernde, das politische Stroh zu stetem Zeitvertreib ausdreschende Gesellschaft schwerlich zu glauben geneigt sein wird. Die Wahrheit ist aber, daß alle wirklichen Staatsmänner Politiküberdrüssige Aeußerungen stets gemacht haben und machen werden und folglich auch Goethe. Zur Vergleichung bietet sich Bismarck; unter hundert Stellen etwa: „Ich habe vom 23. bis 32. Jahre auf dem Lande gelebt und werde die Sehnsucht, dahin zurück-

zukehren nie aus den Adern los, nur mit halbem Herzen bin ich bei der Politik;" — oder „Schließlich hoffe ich, daß mir Alles ebenso Wurscht werden wird, wie andern Leuten;" oder als Bundestagsgesandter: ich regiere Deutschland comme le roi d'Yvetot, se levant tard, se couchant tôt, dormant fort bien sans gloire!" Vielleicht genügen diese Bismarckschen Aeußerungen denen, die nicht genug Beweise zu haben glauben, daß Goethe mit der Politik nichts zu thun haben wollte.

4) Die **Epimenidesfrage** wurde neuestens durch Herrn Dr. Morisch in einem außerordentlich lehrreichen Aufsatz im G. J. XIV. 212 besprochen. Die große Gelehrsamkeit, mit der hier die Epimenidesdramen vor Goethe erörtert werden, verleiht der Arbeit gewiß einen bleibenen Werth, ich muß mich aber gefaßt machen, als ein ganz und gar unphilologischer Liebhaber angesehen zu werden, wenn ich zu meinem Bedauern sagen muß, daß ich mir nicht entfernt die Vorstellung mache, Goethe habe sich selbst unter dem Epimenides vorstellen und so gleichsam auf die arme Sünderbank setzen wollen. Ich muß auf die oben schon citirten Worte verweisen „Und wir sind alle neugeboren“ — also doch nicht Goethe allein. Goethe hat ja doch auch später, nachdem er den Epimenides geschrieben, immer wiederum darauf gepocht, daß er eine ganz richtige Ansicht von Napoleon gehabt habe, ja er erhebt sich fortwährend gegen die Verkleinerer Napoleons, selbst gegen Walter Scott, da kann er doch nicht gemeint haben, daß er früher geschlafen und 1815 erwacht sei. Er hat sich ja für seine Person gar nicht in seinen Ansichten geändert, sondern ist immer derselbe geblieben. Denn daß er sich über 1806 gefreut hat, wird doch niemand behaupten wollen. Die ganze Napoleonfrage gestatte ich mir noch weiter unten zu behandeln. In Bezug auf Epimenides bemerke ich noch, daß Dünker bekanntlich schon die Deutung des Schlafes des Epimenides auf Goethe versucht hat, wogegen sich v. Loeper in der Einleitung zu G. aussprach. Vgl. Harnack a. a. D. S. 193. Im übrigen ist der Epimenides deshalb nicht geringer, weil er nicht die Person des Dichters vorstellt. Ich gestehe, daß ich diesen Epimenides für den veritablen Epimenides halte,

von dem sich nur der Dichter das Vergnügen gemacht hat, ihn aus Griechenland nach Deutschland kommen zu lassen. Ich würde übrigens, falls die Goethephilologie schon durchaus eine Personification haben müßte, vorschlagen, daß unter dem Epimenides vielleicht lieber der Freund und Colleague Goethes, von Voigt verstanden werden könnte?!

5) Zu **H. Taine und Victor Schu.** Das erste Buch Taines S. 109 schließt mit Worten, die man hundertmal aus Goethes Mund in mannigfaltigen Variationen gehört hat: *Déjà avant l'éroulement final, la France est dissoute, et elle est dissoute parce que les privilégiés ont oublié leur caractère d'hommes publics.* Goethe sagte einmal, man könne „die Aufgeregten“ als sein politisches Glaubensbekenntniß zur Zeit der französischen Revolution ansehen. „Als Repräsentanten des Adels hatte ich die Gräfin hingestellt, und mit den Worten, die ich ihr in den Mund gelegt, ausgesprochen, wie der Adel eigentlich denken soll. Die Gräfin kommt soeben aus Paris zurück, sie ist dort Zeuge der revolutionären Vorgänge gewesen und hat daraus für sich selbst keine schlechte Lehre gezogen. Sie hat sich überzeugt, daß das Volk wohl zu drücken, aber nicht zu unterdrücken ist und daß die revolutionären Aufstände der untern Klassen eine Folge der Ungerechtigkeit der Großen sind. Jede Handlung, die mir unbillig scheint, sagt sie, will ich künftig streng vermeiden, auch werde ich über solche Handlungen anderer, in der Gesellschaft und bei Hofe meine Meinung laut sagen.“ *„En l'état où est l'impôt, chaque largesse du monarque est fondée sur le jeûne des paysans, et le souverain, par ses commis, prend aux pauvres leur pain pour donner des carrosses aux riches. Bref le centre du gouvernement est le centre du mal; toutes les injustices et toutes les misères en partent comme d'un foyer engorgé et douloureux; c'est ici que l'abcès public a sa pointe, et c'est ici qu'il crévera.* (S. 107.)

Und an einer andern Stelle, bei der man sich gleich an Goethe erinnern wird, heißt es von der „bonne machine“ der Staatsverwaltung (S. 101): *Un Frédéric II levé a quatre heures*

du matin, un Napoléon, qui dicte une partie de la nuit dans son bain et travaille dix huit heures par jour, y suffiraient à peine. Un tel régime ne va point sans une attention toujours tendue, sans une énergie infatigable, sans un discernement infallible, sans une sévérité militaire, sans un génie supérieur etc. Im Auswandererstaatsplan sagt Goethe: „Das größte Bedürfnis eines Staates ist das einer muthigen Obrigkeit;“ und was wird den Regierenden empfohlen? „Republiken habe ich gesehen und das ist die beste, die dem regierenden Theil Lasten, nicht Vortheil gewährt.“ —

Die überraschendste Analogie zwischen Laine und Goethe ergiebt sich aber, wenn man die allgemeine Beschreibung des Zustands vor der Revolution in Dichtung und Wahrheit und im Ancien régime (S. 399) liest.

„Der beruhigte Zustand des deutschen Vaterlands, in welchen sich auch meine Vaterstadt schon über hundert Jahre eingefügt sah, hatte sich . . . in seiner Gestalt vollkommen erhalten.“

. . . Auch fehlte es dieser Klasse nicht an geistiger Kultur . . .

. . . In Deutschland war es noch kaum Jemand eingefallen, jene ungeheuere privilegierte Masse zu beneiden oder ihr die glücklichen Weltvorzüge zu mißgönnen. Der Mittelstand hatte sich ungestört dem Handel und den Wissenschaften gewidmet . . .

. . . Der Adel war sicher in seinen unerreichbaren durch die Zeit geheiligten Vorrechten, und der Bürger hielt es unter seiner Würde, durch eine seinem Namen vorge setzte Partikel nach dem

Pendant longtemps, la philosophie nouvelle, enfermée dans un cercle choisi, n'avait été qu'un luxe de bonne compagnie. Négociants, fabricants et boutiquiers, avocats, procureurs et médecins, comédiens, professeurs ou curés, fonctionnaires, employés et commis, toute la classe moyenne était à sa besogne. L'horizon de chacun était restreint; c'était celui de la profession ou du métier qu'on exerçait, de la corporation dans laquelle on était compris, de la ville où était né et tout au plus de la province où l'on habitait. La disette des idées et la modestie du cœur confinaient le bourgeois dans son enclos

Schein derselben zu streben. Der Handelsmann, der Techniker hatte genug zu thun, um mit den schneller vorschreitenden Nationen einigermaßen zu wetteifern. Wenn man die gewöhnlichen Schwankungen des Tages nicht beachten will, so dürfte man wohl sagen, es war im Ganzen eine Zeit eines reinen Bestrebens, wie sie früher nicht erschienen, noch auch in der Folge wegen äußerer oder innerer Steigerungen sich lange erhalten konnte."

Vgl. bei Goethe das métier des Regierens.

Den entsprechenden Gebrauch von diesen Stellen mache ich weiter unten im Texte und brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß es mir nicht einfällt, nach dem Beispiel der heute so sehr beliebten philologisch-historischen Kritik — an irgend einen Zusammenhang dieser oder ähnlicher Stellen zu denken. Es könnte ja leicht historische oder philologische Seminaristen geben, die sich vorstellten, Taine werde wohl Goethe hier „ausgeschrieben“ haben. Umgekehrt! für die ausgezeichnete Beobachtungsgabe Goethes betreffs seiner Jugendzeit ist es bezeichnend, daß ein so eminenten Kenner der Geschichte, wie Taine die Physiognomie der Gesellschaft in sachlich vollkommen übereinstimmender Weise schildert. Daraus ergibt sich aber auch, daß für Goethes politische Gesamtauffassung diese festen und guten Jugendeindrücke vollkommen maßgebend waren.

Etwas ähnliches ist es mit dem scharf ausgeprägten Sinn Goethes für die ständische Gliederung der Gesellschaft, ohne welche Vorstellung selbst die Charaktere seiner Dichtungen nicht verständlich sind. Letzteres hat in vortrefflichster Weise Victor Hahn nachgewiesen: Gedanken über Goethe, IV. Stände

héréditaire. Ses yeux ne se hasardaient guère au delà dans le territoire interdit et dangereux des choses d'État; à peine s'il y coulait un regard furtif et rare; les affaires publiques étaient „les affaires du roi“. . . l'avocat Barbier . . . ajoute cette profession de foi significative: „Je crois qu'il faut faire son emploi avec honneur, sans se mêler d'affaires d'État sur lesquelles on n'a ni pouvoir, ni mission“ etc.

S. 227 ff. Gleich von vornherein ist Hehns Darstellung auf den richtigen Standpunkt gestellt, daß im 18. Jahrhundert und daher auch im Gedanken des Dichters die politische Ständeeintheilung weit hinter die soziale Gliederung zurücktritt. Hehn beruft sich auf Aurelie in Wilhelm Meister 4, 16 — und auf die Briefstelle an F. v. Stein: „Edelsheim ist auch hier, und sein Umgang macht mir mehr Freude als jemals, ich kenne keinen klügeren Menschen. Er hat mir Manches zur Charakteristik der Stände geholfen, worauf ich so ausgehe“ u. s. w.

Dabei habe ich einen wichtigen Zusatz zum Text zu machen. Das Bewußtsein der Auflösung der politischen Stände spricht sich auch in den politischen Anschauungen Goethes aus; ist doch auch bei Taine der Nachweis, daß die „Structur der Gesellschaft“ mit den berechtigten Factoren der Staatsverfassung sich nicht mehr entsprechend deckte, von so großer Wichtigkeit für das Verständniß der Revolution! Goethe besaß auch in dieser Beziehung ein vollkommenes Verständniß der Zeit. Eine weitere Benutzung des „Bürgergenerals“, des „Großtophta“ und der „natürlichen Tochter“ würde vielleicht noch manche Ergänzung zu der trefflichen Darstellung Hehns geben können. Die Bemerkung Goethes, es habe ihm „grenzenlose Bemühung“ gemacht, das schrecklichste aller Ereignisse (die französische Revolution) in seinen Ursachen und Folgen dichterisch zu gewältigen, und er hätte „sein poetisches Vermögen dabei fast unnützerweise aufgezehrt,“ möge hier zum Schlusse noch für die im Text vorangestellte Behauptung angeführt sein, daß Goethes gesammte Weltanschauung nur aus dem großen Risse erklärlich wird, der durch die französische Revolution in der modernen Welt entstanden ist. Unter den Gründen der Revolution hat Goethe 1823 übrigens auch den Mangel der Etiquette Marie Antoinettes angegeben, was gewiß ebenso zutreffend als charakteristisch für Goethe ist; Biedermann Gesp. Nr. 833.

6) Wenn ich nicht irre, sind in neuester Zeit Versuche gemacht worden, durch Deuteleien von Wahrheit und Dichtung auch an diesem entschiedenen Charakterzug Goetheschen Ahnungsvermögens Zweifel zu erregen.

7) Napoleon, Freiheitskriege und Vaterlandsliebe.

Unter den, die politischen Anschauungen Goethes betreffenden Ueberlieferungen macht alles das, was man die Napoleonfrage nennen könnte, in Bezug auf Feststellung des Thatbestandes, wie auf Beurtheilung des Verhaltens des Dichters uns Heutigen die größte Schwierigkeit. Ich habe daher zur Charakterisirung des politischen Goethe diesen Gegenstand gleich an die Spitze der Betrachtung gestellt und fühle mich veranlaßt, mit meiner Ansicht nicht zurückzuhalten. Mit Schönfärbereien ist hierbei nichts geholfen, man muß der Sache offen ins Gesicht sehen. Von den den Dichter compromittirenden Ueberlieferungen sind übrigens nicht die von Morich im G. J. XIV, 242 erwähnten Stellen das schlimmste und bedenklichste, sondern vgl. besonders Biedermann Nr. 584, 593, besonders S. 113, 114, ferner 595 b. Weiter die Mittheilungen des preußischen Artillerie-Offiziers Bd. VIII, S. 296 und besonders 334 und 335. Auch kann wohl Biedermann Nr. 263, II, 110 hierher gerechnet werden, obwohl es eine Kiemeische zurechtgemachte Darstellung über Vaterlandsliebe ist. Endlich die Tagebuchnotiz vom 4. Nov. 1813: „Was mich über diese Tage tröstet“ u. s. w. Die oft citirten in Dresden gesprochenen Worte von den Ketten sind nicht nur sehr unschuldig, sondern lassen ja gerade das Gegentheil erkennen, daß nämlich Goethe die französischen Ketten als Ketten anerkannte, und empfand. Dagegen lassen die erwähnten Stellen die Deutung zu, daß Goethe das Schlachtenglück der verbündeten Armeen ungern gesehen habe.

Was feststeht, ist daher 1. daß er mit dem bestehenden Rheinbündlerischen Zustand zufrieden war. 2. Daß er sich von den Siegen der Verbündeten in Bezug auf die Zukunft Deutschlands wenig versprach.

Für letzteres sind dann die Gespräche mit Luden, über die Unfertigkeit und Unreife Deutschlands und die Bemerkung (Biedermann III, S. 106), daß die Deutschen immer nur ihre politische Lage im Hinblick auf den Westen, aber nicht im Hinblick auf den Osten beurtheilten, entscheidend.

In Bezug auf den ersten Punkt ist nun zu beachten:

a) daß der Minister Voigt durchaus auf demselben Standpunkt, wie Goethe sich befand, wobei die persönlichen Schicksale des Sohnes von Voigt auf die Weimariſche Geſellſchaft noch insbeſondere einen für Napoleon außerordentlich günſtigen Eindruck machten. Aber auch bei Voigt iſt die Wendung, wie bei Goethe, eine raſche, plötzliche und durchaus correcte in dem Augenblicke, wo der Sturz des Imperators und die Vertreibung der Franzoſen vom deutſchen Boden geſichert waren. Vgl. die treffliche Einleitung Jahns zum Briefw. Goethes mit Voigt S. 105—108. Daraus ergibt ſich der Schluß, daß die Auffaſſung dieſer Männer von den Begebenheiten eben eine ſehr nüchterne war, wie ſie ſich aus dem Geſchäftsleben aller in den politiſchen Dingen damals in Wirklichkeit mitten drinnen ſtehenden Männer, die einen Begriff von Verantwortlichkeit hatten, vollkommen erklärt. Vgl. die Aufzeichnungen von Begeulins, Ernst, Ad. Denkwürdigkeiten ꝛ. S. 50 u. a. a. D., aus denen hervorgeht, daß die verſtändigen Leute in Preußen, voran Hardenberg, ganz genau von denſelben Stimmungen, Befürchtungen, Zweifeln und Hoffnungen geplagt wurden, wie die zu noch viel größerer Unſicherheit verdamnten Miniſter der Duodezſtaaten. Hier zeigt ſich mithin alles, was wir von Goethe wiſſen, höchſt natürlich, ſelbſtverſtändlich und ſeiner Stellung anpaſſend. Man kann es zwar begreiflich finden, daß ein talentvoller Primaner, der die Biographie Goethes liest, den Wuſch hegt, der geliebte Dichter des Goetz hätte auch geharniſchte Sonnette ſchreiben ſollen, in Wahrheit hätte ſich aber der Weimariſche Miniſter Goethe als ein 65 jähriger Don Quixote vorkommen müſſen, wenn er das gethan hätte.

b) Die Zufriedenheit mit den beſtehenden Zuſtänden des Rheinbunds war überhaupt größer, als es einer pathetiſchen und in Folge deſſen nachgerade etwas anrücklich werdenden Geſchichtsklitterung einzugeſtehen beliebt. Sehr große Geiſter unſerer Nation haben ſich insbeſondere in Süddeutſchland für überzeugt gehalten, daß durch den Zuſammenſturz der neuen Verhältniſſe, die größten Thorheiten vergangener Zeiten wieder aufleben würden, und alles das, was der neuen Zeit zu verdanken war, in

Gefahr gerathen würde. Ich rede nicht von Leuten wie Montgelas und Dalberg, sondern vom großen Philosophen Hegel. Er schreibt 1806 . . . zweifle nicht daran, daß im Rücken der Armee der Postenlauf ist frei circulirt. Wie ich schon früher that, wünschen nun alle der französischen Armee Glück, was ihr bei dem ganz ungeheuren Unterschiede ihrer Anführer und des gemeinsten Soldaten von ihren Feinden auch gar nicht fehlen kann."

Am 23. Dez. 1813. Der Preis der Einquartirung in den Schenken ist für 1 Russen 1 fl. 12 kr. — für 1 Oesterreicher 1 fl. 52 kr. (für 1 Franzosen war es 48 kr.), für 1 Bayer 36 kr., für 1 bayr. Rekruten 24 kr., welcher Gradationsstempel! Der Russe ist eben dreimal theurer als ein bayr. Rekrut um 3 Qualitäten willen 1. des Stehlens; 2. der Läuse; 3. des entsetzlichen Branntweinsaufens (jedoch in Ansehung des ersten Punktes kann ich den Russen zur Ehre bezeugen, daß ich von einem Oesterreicher bestohlen worden) . . . wenn wir das erlangen, was wir zu erlangen wünschen, sehe ich das für eine überschwengliche Frucht der vertriebenen Unterdrückung an — um so mehr, wenn die hiesige Pastete zur alten Herrlichkeit zurückerblihen sollte; — ungeachtet der edlen Frucht der neuen Freiheit, die Zeitungen, sowie die Briefe und Erzählungen mit lauter Lügen frank und frei anfüllen zu dürfen, ist so viel zuverlässig, daß Herr von Gündert nun Chef (vormals Schöff) in Frankfurt an Jemand in hiesiger Nähe geschrieben . . . daß Leipzig, Nürnberg, Frankfurt eine eigenthümliche Verfassung erhalten sollen, und zwar mit besonderer Garantie der Engländer!"

Und am 10. April 1814. „Unsere Regierung hat nun den Besitz ihrer erlangten Freyheit ausgeübt und die durch das französische Joch gekränkte Souveränität der Welt und ihren Unterthanen gezeigt Ob wir außer dieser auch noch andere Folgen der Befreyung und Früchte der Lasten erhalten sollen, wollen wir ruhig abwarten.“

29. April: „Gott weiß, was alles unter diesen Tschuwaschen verstanden sein mag; — daß das Publikum hofft und der

Pöbel überzeugt ist, wieder reichsfrey zu werden, habe ich oben schon bemerkt; sie hoffen die guten alten Zeiten wieder zurück, dann kann man, drückte sich einer aus, doch wieder einen um 16 Bazen eine Ohrfeige geben; (denn soviel kostete dieß unter der vorigen Regierung) — und empfangen, denkt der andere hinzu.“

Mögen diese Stellen genügen, um einigermaßen das Verständniß für Aeußerungen und Meinungen Goethes in der Zeit der Befreiung Deutschlands zu befördern. Allerdings blickt man da in eine ungeahnte Nüchternheit — aber der rechte Staatsmann wird immer eine große Portion von dieser Eigenschaft nöthig haben.

In Bezug auf den zweiten Punkt, die Unsicherheit der Zukunft Deutschlands betreffend, ist folgendes zu erwägen:

a) „Zuerst Ludens Referat über das Gespräch vom November 1813: „Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr nur von dorthier zu erwarten, aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus.“

Die Ludenschen Aufzeichnungen denke ich mir in den Hauptsachen auf gewissen Niederschriften unmittelbarsten Eindrucks beruhend, gleichwohl ist die gesammte Darstellung sehr gekünstelt, und scheint als Ganzes betrachtet ein Werk späterer Erinnerung. An der citirten Aeußerung halte ich aber um so lieber fest, weil sie wiederum den Beweis einer außerordentlich großen Voraussicht und eines eminenten politischen Urtheils über die „Lagen“ wie Fürst Metternich sagte, darbietet. Goethe hat nicht verkannt, daß Deutschland einer starken östlichen Strömung entgegengeht und sein Urtheil war um so unbefangener, als er nachmals erkennen ließ, daß ihm die heilige Allianz nichts abschreckendes darbot. Allein als Kenner und Schätzer der historischen That- sachen, zweifelte er keinen Augenblick, daß im Großen und

Ganzen in Europa an die Stelle Frankreichs — Rußland und Oesterreich als dominirende Mächte treten, und er hatte richtig gesehen und recht behalten.

b) Die spezielle Zukunft Deutschlands betreffend, so fehlen uns alle Anhaltspunkte, um zu erkennen, was von diplomatischen und vertragsurkundlichem Material der Jahre 1813, 1814, 1815 Goethe vorgelegen hat. Die allgemeinen Redensarten, die uns Luden über den tiefen Schlaf Deutschlands mittheilt, — mögen, wenn sie genau so von Goethe geäußert wurden, die „schmerzvolle Resignation“ Goethes und die „Thränen“ Ludens dramatisch erklären können, aber einen anständigen Werth für Goethes politische Ansichten in diesem Falle haben sie nicht. Aufrichtig gestanden, ich glaube kein Wort von der „schmerzvollen Resignation“ — ich halte dieselbe für eine richtige Professorenweisheit und dazu für eine Eitelkeit, die bestrebt ist, sich die höfliche Zurechtsetzung, welche Luden erfahren hatte, so auszulegen, als habe Goethe Welt Schmerz gehabt, während er nur von der Thorheit Ludens, in Jena! ein Weltblatt herausgeben zu wollen, welches noch dazu den erschütternden Namen „Nemesis“ führen sollte, allerdings sehr schmerzlich berührt gewesen sein wird. Goethe schmerzvolle politische Resignation zuzuschreiben, muß einem wirklich wie ein schlechter Scherz vorkommen.

c) Die rege Theilnahme an den Friedens-Geschäften der Mächte nimmt man aus der Correspondenz mit Voigt wahr, die aber erst von dem Moment an, wo der Herzog mit von Gersdorff in Wien weilte, theilnahmsvoll zu werden beginnt. Goethe findet dann freilich in den Berichten von Gersdorffs allen Grund sich zu beglückwünschen, daß er in Wien nicht nöthig habe, diplomatische Dinners mitzumachen. Daß er überhaupt mit dem Gang des Wiener Congresses nicht sehr zufrieden war, scheint sicher. Er macht, es sei dies zur Freude aller liberalen deutschen Biedermänner gesagt, sogar böse Bemerkungen über die Seelenzählungen und über die „armen Seelen im preußischen Fegefeuer“ und über die „Begünstigung der Mediatisirten.“ Etwas näheres weiß man indessen nicht, es

wäre natürlich nöthig zu erfahren, wie er über die sächsische Frage gedacht hat — archivalische Studien haben sich mir über diesen und andere Punkte nicht eröffnen können. In Bezug auf Goethes correcte Staatsgesinnung, denn so würde ich bezeichnen, was ihn ziert, vgl. auch Nr. 188 bei Jahn, besonders wegen der Franzosen.

Persönliche Beziehung zu Napoleon. Ich gestatte mir auch über diesen vielbesprochenen Punkt um so mehr meine Meinung vorzutragen, als sich das Material in letzter Zeit so wesentlich vermehrt hat.

Das Benehmen Goethes gegenüber Napoleon hat ebenfalls zu den wunderbarsten Angriffen und andererseits auch wieder zu größten Lobsprüchen Anlaß gegeben. Dem einen wie dem andern Zuge philisterhafter Herzensergießungen vermag ich nicht zu folgen. Goethe benahm sich eben, wie ein Weltmann in einer außerordentlichen Lage sich selbstverständlich benehmen wird; und wenn etwas zu einer Verschiedenartigkeit der Auffassung Anlaß geben könnte, so wäre es höchstens die Frage, ob der große „Täuscher der Welt“ auch über die Menschenkenntniß eines Goethe einen kleinen Triumph davon getragen. Um dies zu bestimmen, ist es zunächst nöthig, den Thatbestand festzustellen. Wir haben die Aufzeichnung in den Tag- und Jahreshesten, ferner die „Erinnerungen aus den Kriegszeiten“ von F. v. Müller und Lewes' Mittheilung aus unbekannter Quelle; alles zusammen Biedermann II, 219—226. Die gelegentlichen Gesprächsbemerkungen Goethes aus späterer Zeit dienen zur Ergänzung der Tag- und Jahresheste. Dazu kommt nun Talleyrand I, 426—429, 434, 442, 443. Vgl. Geiger in d. „Nation“ 1892 Nr. 32 und G. J. XIII. 252. Goethe sagte von seinen eigenen Aufzeichnungen, daß sie unvollständig seien, er habe sich durchaus nicht bestimmt gesehen, irgend jemandem alles das mitzutheilen, was gesprochen worden. Er bemerkte ausdrücklich, er fürchtete den Klatsch. Dabei wird es aber als Axiom gelten müssen, daß an demjenigen, was er mittheilt, nicht gerüttelt werden darf; die Mittheilungen v. Müllers besitzen keinen unmittelbaren Werth; wie schon Herr v. Biedermann bemerkt,

sind die Thatsachen auch chronologisch verwirrt worden. Was Lewes bringt, zeichnet sich merkwürdigerweise dadurch aus, daß er die Aufforderung Napoleons, den Tod Caesars zu schreiben, sowie die Einladung nach Paris auf den 6. Okt. verlegt. Die große Frage ist nun: wie verhält sich die Darstellung Talleyrands zu unsern Weimarischen älteren Quellen? Höchst bedenklich ist nun folgendes. Goethe sagt ausdrücklich: nachdem der erste Theil des Gesprächs beendigt war, wandte sich Napoleon wieder zu Daru und sprach mit ihm über die großen Contributionsangelegenheiten: „Ich trat etwas zurück und kam gerade an den Erker zu stehen, in welchem ich vor mehr als dreißig Jahren zwischen mancher frohen auch manche trübe Stunde verlebt, und hatte Zeit zu bemerken, daß rechts von mir nach der Eingangsthüre zu, Berthier, Savary und sonst noch jemand stand. Talleyrand hatte sich entfernt.“

Das Gespräch, welches Talleyrand anführt, endet dagegen mit der gänzlichen Verabschiedung Goethes von Napoleon, nachdem eine Masse von Personalfragen und -Antworten berichtet wurde, welche doch offenbar nur in dem zweiten Theil des Gesprächs stattgefunden haben konnten, als der Kaiser „durch eine Art Manöver Goethe von den übrigen Gliedern der Reihe abschneitt“. Goethe sagt, diese Personalien wären geheim besprochen worden. Es ist also unmöglich, daß Talleyrand das, was von Dalberg und dem Kaiser von Rußland hier erwähnt wird, selbst gehört hat. Ebenso sind die Worte „Adieu, monsieur Goethe,“ da wir an der Wichtigkeit der Tag- und Jahreshefte festhalten, von Talleyrand mit eigenen Ohren niemals gehört worden. Es kommt also alles auf die Zuverlässigkeit der folgenden Worte Talleyrands an: „Je suivis M. Goethe et l'engageai à venir dîner chez moi. En rentrant, j'écrivis cette première conversation, et pendant le dîner, je m'assurai par les différentes questions que je lui fis, que telle que je l'écris ici, elle est parfaitement exacte.“ —

Goethes Tagebuch enthält zum 1. Oktober die Notiz: „Zu Tafel bei Champagni“; auch der Tischnachbar, Bourgoing wird angeführt.

Am 2. Oktober aß Goethe beim Herzog mit der Prin-

zessin von Taxis und der Herzogin von Hildburghausen, am 3. im Geleitshaus, am 4. „Um 2 Uhr nach Weimar.“ Die Angaben Talleyrands können mithin nicht bestehen. Auffallend ist ferner, daß Goethe fast nie von Talleyrand gesprochen hat. Der Inhalt der Talleyrandschen Gespräche reitet überdies in merkwürdiger Weise auf gewissen Steckpferden. Man könnte doch glauben, daß Napoleon gewiß nicht so unklug war, immer wiederum seine Tacitus-Ansichten vorzubringen. Die ganze Uebersetzung macht eben den Eindruck, wie wenn die Talleyrandschen Aufzeichnungen durch entsprechende Ausdehnungen auf möglichst vielen Seiten und Blättern gedruckt werden sollten. Ich halte daher dafür, daß man zur Beurtheilung der Goetheschen Stellung gegenüber Napoleon sich am besten an dessen eigene Erzählungen und an das, was der zuverlässige Kanzler v. Müller nach Goethes anderweitigen Bemerkungen hinzufügt, einfach zu halten hat. Ich unterlasse es selbstverständlich, in die große Talleyrandsche Memoirenfrage (vgl. Geiger in der Nation und darnach auch Koloff in Preuß. Jahrb. Bd. 71, S. 176) tiefer einzudringen; mit der verhältnißmäßig kleinen Erfurter Angelegenheit läßt sich keine Entscheidung für das Ganze gewinnen. Aber viel zu weit geht jedenfalls Herr von Biedermann im G. J. 1893, S. 284. Zuzugeben ist demselben, daß mehrere Punkte der Napoleonischen Bemerkungen (Tacitus, wenn auch nicht immer wieder von ihm geredet sein wird, Dalberg u. A.) sehr glaubwürdig bei Talleyrand überliefert sind, aber über die oben angeführte Dinerfrage wird man keineswegs hinwegzukommen vermögen, und es wundert mich, daß Herr von Biedermann davon keine Notiz nahm. Meine Vermuthung ist diese, daß dem Herzog von Broglie eine authentische Aufzeichnung vorlag. Das Bedenklichste für seine Erweiterungen ist dagegen der folgende Umstand. Als Band I der Talleyrandschen Memoiren erschien, hätte man zwar schon in Paris wissen können, daß Goethe am 2. Oktober bei Talleyrand nicht dinirt hat, aber! — man hätte expreß für den Druck den ganz kurz vorher erschienenen 3. Band (S. 381) der Tagebücher in der Weimarer Ausgabe ansehen müssen; da aber das Manuscript vom Herzog von Broglie schon erheblich früher vor-

berichtet worden sein wird, so ist es allerdings sehr fatal, daß er sich durch die Tag- und Jahreshefte täuschen lassen konnte, denn in diesen hat Goethe nichts davon gesagt, daß er am 2. Oktober beim Herzog gespeist habe. Damit wird diese Frage denn wohl erledigt sein.

Der Kern von Talleyrands Erzählung steht im Uebrigen nicht im Widerspruch mit dem Weimarischen Quellenbestand, sondern deckt sich bis auf wenige Einzelheiten in ganz erwünschter Weise. Das Wichtigste, Napoleons Bemerkung zu Werthers Leiden, enthält sie jedoch nicht. Talleyrands Darstellung ist echt französisch gefärbt, sehr äußerlich und ohne jede tiefe psychologische Zeichnung.

Suchen wir den Eindruck und die Stimmung Goethes nach dem merkwürdigen Besuch kurz zu bezeichnen, so dürfen wir sagen, die Wertherepisode hatte den Dichter gefangen genommen. Vieles Geistreiche, was der Welteroberer hinwarf, hatte auf Goethe einen unvergeßlichen Eindruck gemacht, aber Napoleons Aeußerung über Werther hatte ihn in den Bannkreis des großen Corsen gezogen. Umgekehrt stellt sich die Frage dar, welche Rolle Napoleon, objektiv betrachtet, gespielt hat.

Man ist ja sehr berechtigt, wie man den großen Spieler heute kennt und zu beurtheilen im Stande ist, vorauszusetzen, er werde auch den Größen unserer Nation gegenüber seiner Kunst haben Ehre machen wollen. Und es hat Leute gegeben, welche so weit gingen, zu behaupten, Napoleon habe überhaupt erst eben in Erfurt von der Existenz Goethes etwas erfahren. Wenn er die Comödie so weit getrieben hätte, so müßte man aber annehmen, daß er sich noch durch viele Jahre später immer von neuem bemüht hätte, das Lügengewebe seiner Wertherkenntniß fortzuspinnen. Denn dann müßte auch das Verzeichniß Bouriennes von den nach Aegypten mitgenommenen Büchern, unter welchen sich der Werther befand, ebenfalls davon beeinflusst sein. Wie wäre das anzunehmen! Goethe las auch Bouriennes Buch im Jahre 1829 und hat sich über die betreffende Notiz lediglich gefreut. —

Ein anderes Bild von dem Betragen Napoleons gewinnt

man freilich, wenn man die Situation im Allgemeinen in Betracht zieht. Wäre Goethe mißtrauischer gewesen, so hätte er sich vielleicht über eine Audienz wundern können, bei welcher der Imperator recht absichtlich Staatsgeschäfte durch eine geistreiche Conversation zu unterbrechen verstand, sich bald an diesen, bald an jenen der Anwesenden wendete und sich in einer Ungezwungenheit zu zeigen liebte, die etwas theatralisches hatte. Bleibt es überdies fraglich, ob die berühmte Phrase gelautet habe „Vous êtes un homme“ oder „voilà un homme“, so kann doch jedenfalls darüber kein Zweifel sein, daß die plumpe Absicht etwas stark hervortrat.

Aber sollte denn Goethe, nachdem er so viele Jahre den Mann des Tages schildern gehört hatte, nicht auf das gewaltsame, auffällige, zum Theil schauspielerische Wesen vorbereitet gewesen sein? Und sollte er sich denn in einer ewigen Selbsttäuschung gehalten haben, wenn er trotz dieser sicherlich guten Vorbereitung auf den Besuch immer wieder von dem Dämonisch-imposanten des körperlich ihm so wenig gewachsenen Welteroberers sprach?

Alles in Allem: von kleinlichen Dingen, wie Eitelkeit, Gefallsucht, Charakterchwäche, Unterwürfigkeit und Aehnlichem in Bezug auf die Napoleonsfrage Goethes zu sprechen, beweist eine untergeordnete Auffassung ähnlicher Begegnungen und eine Kammerdiener-artige Voraussetzung von solchen Leuten, welche nicht an die natürliche Größe und den innern Werth des Menschen wirklich zu glauben im Stande sind. Goethe hat Recht gehabt, daß er in dem innern Antheil, den sein „großartiger Dämon des Jahrhunderts“ an ihm durchaus nicht unredlich bekundete, eine stolze Befriedigung befand.

8) Goethe beruft sich auf das Buch von Clemens von Hügel über Spanien, doch betone ich das vielleicht im Texte, denn es ist wohl nicht unmöglich, daß der sehr schöngeistige, österreichische Diplomat Goethen seine Verfasserchaft in irgend einer Weise bekannt gegeben hat. Goethe war mit H. v. Hügel am 9. Juli 1815 auf dem Johannisberg beim Fürsten Metternich zusammengetroffen.

9) Wenn ich die Aeußerungen des Königs Leopold über die Metternichische Politik in der Griechenfrage in Betracht ziehe, vgl. meine Abhdlg. in der Deutschen Revue, so drängt sich mir die Vermuthung auf, daß Goethe seine Ansicht von den griechischen Angelegenheiten bei einem der Karlsbader Aufenthalte durch Mittheilungen aus der österreichischen Staatskanzlei gewonnen haben wird. Dem künftigen Biographen Goethes wird ja überhaupt die Aufgabe zufallen, viele persönliche Quellen politischer Einsichten aus den Karlsbader Aufhalten zu entnehmen und nachzuweisen. Ich kann mich im Augenblick nicht rühmen, so weit vorgedrungen zu sein, bin aber überzeugt, daß das doctrinäre Gerede von den Ideen und Ansichten, die von irgend welchen Kathedern aus die politische Erleuchtung Goethes bewirkt haben, ganz und gar wegfallen muß.

10) Ueber den Oksenschen Handel ist viel geschrieben worden, und er kann in der That nicht ernst genug, namentlich auch im Hinblick auf Goethes politischen Leumund genommen werden. Wenn man dem Ursprung des ganzen freisinnigen Gezeters über Goethes reactionäre Gesinnungen nachspürt, so wird man immer auf diese Oksensche Angelegenheit und überhaupt auf Jena hingewiesen sein. Die hier ausgekochten politischen Weisheiten, welche eine kindliche Geschichtschreibung zu verhimmeln nicht aufgehört hat, sind eigentlich die Hauptquelle des ganzen Mißverständnisses geworden, das man verbreitete, um den alten Goethe zu ärgern. Ich unterlasse es, in eine breitere geschichtliche Darlegung der Verhältnisse einzutreten. Ich bemerke nur, daß ich mehrere, auf das Wartburgfest und ähnliches, bezügliche Ueberlieferungen (v. Biedermann Nr. 703 ff.) für das reine Blech halte, um nicht einen andern Ausdruck zu gebrauchen wie sich durch von Müllers Mittheilungen völlig sicher erweist, Da Goethe im Uebrigen nach dieser Seite gar nicht im Vordergrund der Ereignisse stand, so darf man sagen, daß sein böser Leumund doch lediglich auf die Oksensche Sache zurückleitet und hier ist es nöthig, die Stellung Goethes zu Jena in jenen Jahren überhaupt einigermaßen zu revidiren.

Wir besitzen durch das große Verdienst der Herrn Dr. Wahle jetzt endlich einmal ein Hauptzeugniß über die Verhältnisse der Jenaischen Akademie, welches man als Commentar zu dem Gutachten über die Dfensche Isis betrachten kann. Goethe schreibt nämlich am 11. August 1809 von Jena aus in Theatersachen an den Commissionssekretär Witzel unter Anderm: „denn bei unserm Theater kommt es mir oft, wie bei der hiesigen Akademie vor: es ist als wenn die Welt nur für die Groben und Impertinenten da wäre, und die Ruhigen und Vernünftigen sich nur ein Plätzchen um Gotteswillen erbitten müßten.“ Schriften der Goetheges. VI, 202. Die fundamentale Bedeutung dieser Stelle für die Dfensche Sache leuchtet ein: Goethe fand also schon im Jahre 1809 an der Jenaer Universität nur die „Groben und Impertinenten“ von Einfluß und Ansehen. Wenn nun Goethe in dem Gutachten gleich von vornherein voraussetzt, daß Dfen, wenn man ihn citirte, wahrscheinlich „unverschämt“ werden würde, so zeigt sich, daß hier eine und dieselbe Grundansicht über die weltbewegenden Jenaischen Celebritäten vorhanden war. Es würde nun natürlich mehr eine angenehme Aufgabe des Geschichtschreibers der Jenaer Universität, als eines Essayisten über Goethe sein, zu erforschen, welche Professoren Goethe zu den „Groben und Impertinenten“ und welche er zu den „Ruhigen und Vernünftigen“ gerechnet hat. Ohne mich hierüber auf Vermuthungen einlassen zu dürfen, scheint mir doch die Annahme gerechtfertigt, daß einzelne öffentliche Professoren-Denkmäler von Jena in einem gewissen Gegensatz gegen die Anschauung Goethes dastehen dürften, und daß also allerdings ein persönliches Verhältniß angenehmer Art zwischen den an der Akademie herrschenden „groben und impertinenten“ Leuten und Goethe nicht bestanden hatte, als der Dfensche Handel den vielen Staub aufwirbelte, der in den deutschen Geschichtsbüchern meist noch heute auffliegt, wenn man die Blätter von 1815—20 aufschlägt. Allerdings fällt Goethe etwas später ein etwas besseres und beruhigteres Urtheil über „die meisten Dozenten“: „es sind gelehrte, einsichtige gute Männer, jeder für sich betrachtet, schätzenswerth; wenn sie sich

nur unter einander vertragen könnten! Da aber dieses in der ganzen Menschheit nicht zu liegen scheint, so wollen wir es auch nicht von dieser Gesellschaft verlangen." (Zahn, Voigt, S. 328.)

In dem „Gutachten“ tritt aber wieder die Verstimmung über die schon geübten oder noch zu erwartenden Impertinenzen Orens hervor: „Will man, damit ich nichts verhehle, abwarten bis er seine neuen Collegen, mit denen er in offener Fehde liegt, antaste und zu einer Zeit, da man Eichstädt verboten, die Werke Jenaischer Professoren zu recensiren, neu angekommene Männer, wahrlich nicht unverwundbar, preisgeben?“

Wie man sieht, ist die ganze Behandlung der großen, die deutschen Geschichtsbücher bis auf den heutigen Tag erschütternden Angelegenheit von Goethe in einem höchst persönlichen Sinne und in diesem Falle in einer wohlwollenden Weise behandelt worden. Sehr wohlwollend, wenn auch mit unseren heutigen Preßanschauungen im vollsten Widerspruch stehend, ist auch Goethes Argument, daß man den Jenaischen — doch wohl zu der „grob und impertinenten“ Partei gerechneten Professor doch nur dadurch davor bewahren können, daß er etwa von jungen Mecklenburgern mit „Hexspeißen“ „lederweich traktirt“ werden könnte — wenn man seine Zeitschrift einfach verbietet und unterdrückt. Das Menschliche dieses Mittels wird man also nicht leugnen können. Es war sehr unrecht von den „Impertinenten“ Jena, daß sie nicht wenigstens dieses Zugeständniß unserm Dichter gemacht haben, als sie die Fabel von seiner reactionären und fürstenthumlichen Gesinnung in alle Welt hinaus schrieen. Was den sachlichen Theil des Gutachtens betrifft, so ist festzuhalten, daß Goethe eine gesetzliche Regelung der gesammten Preßangelegenheiten forderte. Er gebraucht den Ausdruck „gesetzliche Censur“. Ich halte es nicht für erwiesen, daß er dabei an eine Präventivcensur dachte, wie sie in Oesterreich eben wieder eingeführt worden war, zumal als auch der frühere Weimariische Zustand gewiß sehr wenig Ähnlichkeit mit der Censorenscheere darbot, die den Grund des Hasses und der Beschwerden der literarischen Kreise aller Orten gegeben hatte.

Das Goethesche Gutachten ist bei Vogel, Briefwechsel des

Großherzogs Karl August mit Goethe II. 88, Nr. 354 abgedruckt. Eine Collation, die ich mit Direktor Burkhardt zusammen für dessen Handeremplar mit dem Original vornahm, hat ziemlich viele Textverbesserungen ergeben. Die Gutachten der übrigen geheimen Räte, die in demselben Aktenband stehen, wären zur Vergleichung zu veröffentlichen erwünscht. Daß Karl August dem Oksenschen „Wahnsinn“ nicht sofort steuerte, scheint Goethe verdrossen zu haben, — er war dann aber auch mit der Maßregelung Oksens im Jahre 1819 unzufrieden und äußerte sich sehr merkwürdig darüber; die Aufzeichnung v. Müllers lautet: 1819. 16. Juni: „Die Okseniade gab reichen Stoff. Wir scherzten über das, was die Studiosen am 18. Juni vornehmen könnten. Als Alle hinweg waren, scherzte Goethe noch lange darüber; das Schlimmste sei, wenn man sich zu Extremen zwingen lasse. Man müsse das Extrem auch extrem behandeln, frei, grandios, imposant. Man hätte Oksen das Gehalt lassen aber ihn exiliren sollen.“

Man sieht, Goethe nahm einen hoch über dem Jenenser Lärm stehenden sogar heiteren Standpunkt ein. Auch ist mir durch das Studium der Weimarer Verhältnisse mehr und mehr die Schrift von Megidi, Aus dem Jahre 1819, bedenklich geworden. Daß man speciell gegen v. Fritsch die von Megidi angenommenen Intriguen Oesterreichs gerichtet glaubt, kann ja gar nicht sein, da v. Fritsch der allergrößte Feind der Preßfreiheit war, und ebenso wie Goethe ganz zufrieden mit den Karlsbader Beschlüssen gewesen ist. Unter diesen Umständen darf man sich auch erinnern, daß Metternich am Geburtstag Goethes in Karlsbad einen besonders warmen und freundlichen Toast auf den Dichter ausgebracht hat. Und recht mit Absicht scheint Goethe zum Jahre 1819 in die Jahresheste aufgenommen zu haben, daß er in Karlsbad an Metternich „wie sonst einen gnädigen Herrn“ fand. Da er ja die Conferenzenzeit mitgemacht hat, so ist es recht bezeichnend, daß er von der österreichischen Niederträchtigkeit gegen Weimar, welche Megidi versichert, nicht das mindeste gemerkt hat. Man sieht also — wie die ganze Sache der reine Preßliteratenschwindel war!

11) **Goethe und Karl August.** Vor Allem fühle ich mich verpflichtet, den außerordentlichen Nutzen und die ungemeine Arbeitserleichterung dankbarst anzuerkennen, die abgesehen von andern bekannten allgemeinen Werken Dünkers, durch dessen in der Goetheliteratur einzig dastehendes Werk „Goethe und Karl August“, 2. Aufl. 1888 mir zu Theil geworden ist. Da dieses Buch dem Arbeitenden genau das bietet, was für die ältere deutsche Geschichte die Böhmerschen Regesten sind, so hat mich Dünkers Leistung als Historiker ganz besonders angeheimelt, wenn ich auch gestehe, daß mir Böhmers Regesten wegen der Chronologie und den Rubriken noch bequemer waren. In einzelnen Punkten, betreffend die Interpretation Goethescher Briefstellen, gestehe ich, zuweilen von Dünker abzuweichen, indem es mir scheint, daß er mancher Aeußerung Goethes im Tagebuch, oder in Briefen eine Tragweite beilegt, die ich nicht anzuerkennen vermöchte. Es bezieht sich dies hauptsächlich auf die Verhältnisse zu Karl August. Es ist zwar ein schönes Bestreben, den Grad der Freundschaft gleichsam von Tag zu Tag abmessen zu wollen, allein dieser Versuch beruht auf einer unsicheren Voraussetzung. Nach Dünker ist Goethe zu Neujahr mit dem Herzog vertrauter als je und am 10. Januar sehr verzürnt; bald giebt er „seinem Herrn wieder eine Lection“ und bald ist er „wieder gut“. Diese ganze Art, durch Wortklaubereien aus Tagebüchern und vertrautesten Briefen eine Situation zu zeichnen, ist, wie mir zu sagen gestattet sein mag, unglücklich. Wenn jeder Minister, der mit seinem Fürsten über die Anzahl der zu unterhaltenden Soldaten einen Streit, beziehungsweise eine „unterthänigste Meinungsverschiedenheit“ gehabt hat, in ein Tagebuch geschrieben hätte, er habe über „militärische Macaronis“ verhandelt, so könnte man am Ende den Beweis erbringen, daß die ganze Staatsverwaltung aus lauter Händeln und Feindseligkeiten zwischen Beamten und Landesherrn bestanden habe. Eines der schlagendsten Beispiele eines verfehlten Gebrauchs von über die Lebensgeschichte Goethes heute eröffneten Quellen wird aus Anlaß eines Briefes Goethes an Karl August über die Saujagd auf dem Ettersberg geliefert. Vogel hat diesen

unglückseligen Brief unter Nr. 21 der Welt mitgetheilt und ich möchte wahrlich nicht so viele falsche Schlüsse in meinem Leben gemacht haben, als vermuthlich in den Köpfen Saujagd feindlicher Leser — und diese sind bekanntlich die Mehrzahl — bei dieser Gelegenheit entstehen. Nun kann man aber versichert sein, daß seit Maximilian, dem letzten Ritter, noch nie ein großer Jagdherr existirt hat, dem seine Beamten nicht die beweglichsten und erschütterndsten Vorstellungen über Wildschaden und Bauernbeschwerden gemacht haben. Jeder, der so viel Gelegenheit hatte, wie ich in meinem Leben, alte Archive zu sehen, wird bestätigen, daß überall ganze Fascikel von dergleichen „Aktenstücken“ existiren, wie in Nr. 21 des Goethe'schen Briefs. Der einzige Unterschied ist der, daß der Goethe'sche Brief keine so gewöhnliche amtliche Form hat, weil eben Goethe überhaupt das Glück hatte, viele Geschäfte mit seinem Herrn in einer persönlich freieren Form abwickeln zu können. Will man durchaus annehmen, daß Goethe kein Freund der Saujagd war, so läßt sich ja dagegen wahrscheinlich nicht viel einwenden, obwohl ich nicht einmal dies für erwiesen erachte. Um seinen Eifer für Abschaffung der Schweine auf dem Ettersberge übrigens fachmännisch zu beurtheilen, müßte ich vor Allem wissen, ob der Saupark eingefriedigt war, oder nicht, was freilich leider nicht der Fall gewesen sein wird. Für das Verhältniß Goethes zu Karl August scheint mir aber die ganze Sauerei durchaus irrelevant.

11a) Ausgabe der Goethegesellschaft. 27, 389.

12) *Imenau* von Bernhard Suphan, in dem Sammelwerke zum 8. Oktober 1892. S. 163—201. Ich möchte nur noch ausdrücklich hinzufügen, daß man wohl in dem Gedichte nur Andeutungen auf die innersten seelischen Empfindungen finden dürfte, und daß ich nicht glaube, Goethe habe eigentlich auf irgend ein äußeres Verhältniß anspielen wollen. Ich würde daher allerdings lieber den einen Satz Suphans missen: „Durch die Idee organischen Wachsthums hat sich Goethe überhaupt als Erzieher leiten lassen.“ Der Ausdruck ist ein unglücklicher,

zu welchem weder das Gedicht noch der bei Eckermann angeführte Commentar des alten Goethe dazu den leisesten Grund giebt. Auch in der neu festgestellten Lesart „und schuldig und beglückt“ liegt doch eigentlich nur ein Vorwurf, den sich Goethe gewissermaßen über mancherlei selber macht. Dieses mancherlei, auf welches das Gedicht anspielt, giebt nun aber Anlaß, sich einmal klare Rechenschaft von dem zu geben, was objektiv vorlag. Und da muß ich denn sagen, daß die Goetheforschung noch immer vielfach an das Geklatsche böser Weiber in Weimar erinnert, wo Eine der Andern über Goethe und den Herzog etwas ins Ohr raunt, beide dann höchst bedenkliche Gesichter machen und schließlich Niemand weiß, was eigentlich los war. Jeder thut so, als ob es sich um eine förmliche Falstaff-Pidoll-Heinz-Komödie aus dem 15. Jahrhundert handle, und schließlich weiß doch Niemand zu sagen, was denn Entsetzliches geschehen wäre. Ich gestehe, in Bezug auf das vielbesprochene „Treiben“, nichts als einige mehr oder minder artige Studentenstückchen erfahren zu haben, die einen ausgedehnten Schatz von seit mehr als 100 Jahren in diesen Gegenden lawinenartig vermehrten Anekdoten hervorbrachten; wollte man aber das „Schuldbewußtsein“ in dem Gedichte Ilmenau lediglich in erotischem Sinne aufgefaßt wissen, — da muß ich freilich sagen, daß, wenn Jemand schon in dieser Beziehung Ungewöhnliches voraussetzte, er sich bei dem Ilmenau-Commentar leider sagen müßte, die guten Vorsätze Goethes hätten gar nichts genützt, es hatte sich auch nachher nichts geändert. Die große „Wandlung“ wird wahrscheinlich doch nicht im Jahre 1783, sondern wie ich von Herzen gönne, erst bei den Sechzigern oder Siebzigern stattgefunden haben. Man vergleiche z. B. den amüsanten Brief Karl Augusts an Einsiedel aus Verdun vom 3. September 1792 (Schöll, Karl August-Büchlein S. 87), da war also Goethe in der Ilmenauer Nacht einmal ein schlechter Prophet gewesen, — er wird schon aber dergleichen menschenfreundlich weder für sich noch den Herzog wirklich gemeint haben; bleibt also von den bösen „Jugendjünden“ höchstens noch der Champagner, — glücklicherweise bekam er Beiden, dem Herzog, wie dem Dichter,

so gut wie der schwarze Kaffee dem Philosophen von Ferney. Wenn man es also recht erwägt, so denkt das Ilmenauer Gedicht, wenn man es auch noch so sehr im Sinne des moralischen Katers auffassen wollte, gar nicht an Jugendsünden im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern lediglich an die Nothwendigkeit des wachsenden Lebensernstes, der den Sterblichen bekanntlich nicht entgeht, und an den zu erinnern der Dichter wohl berufen ist.

Daß die Weimarische Gesellschaft unter dem Scepter der Frau Herder gewiß nicht die lautersten Wahrheiten über Goethe auf die Nachwelt gebracht hat, versteht sich von selbst. Ich vermag aber auch ein Zeugniß, wie das des guten Herrn von Trebra nicht so hoch anzuschlagen, wie der gelehrte Commentator von „Ilmenau“. Der brave Herr Oberberghauptmann sagt ja selber, daß er in recht gedrückter Stimmung zu den „Lustigen von Weimar“ gekommen sei. So nett, erfreulich und lebensvoll seine Aufzeichnung nach 40 Jahren auch war, so möchte aber doch auf die Beobachtung des damals noch ganz jungen Menschen durchaus kein großes Gewicht fallen dürfen. Daß er sich einbildete, Goethe — der Genius des ganzen Kreises!? — sollte diese Erkenntniß nicht erst aus den späteren Jahren des Oberberghauptmannes stammen? — hätte durch einen in überspannter Lustigkeit mitgemachten halben Schritt sich nur die Möglichkeit sichern wollen, „von der andern Hälfte desto gewisser, den heran reisenden mächtigen Freund zurückzuhalten“, ist doch nur eine nachträgliche Combination, für die nichts thatfächliches beigebracht wird. Man könnte glauben, in Goethe hätte ein wahrer Pestalozzi gesteckt! Man weiß nur leider zu gut, wie der ganze Pestalozzi Goethen so außerordentlich zuwider war. Conclusio: Mit den erziehlichen Momenten in dem Verhältniß von Goethe und Karl August ist es nichts. Man kann nicht genug scharf auf Suphans Worte verweisen: „denn ein bedeutender Charakter wird nicht erzogen, er erzieht sich selbst.“

Für das Verhältniß von Karl August und Goethe kommt endlich auch noch die gegenseitige Ansprache in Betracht und

hier verweise ich auf die in dem schon citirten Aufsatze von Hehn vorkommende treffliche Auseinandersetzung über Du, Er, Sie, Ihr, Euer im deutschen Sprachgebrauch. (Gedanken über Goethe S. 270—276.) Auf die gegenseitige Anrede von Karl August und Goethe ist im Besonderen leider nicht Rücksicht genommen. Ich bemerke daher: mit Du redet Karl August alle seine vertrauteren Diener an, Goethe, Einsiedel, Seckendorf; wahrscheinlich lassen sich noch mehr Beispiele finden. Zu den höheren Staatsbeamten sagt er Sie, sowie auch zu Herder und Schiller. Knebeln spricht er mit Ihr beziehungsweise Euch an. Wenn Karl August gegen Goethe scherzt, so gebraucht er irgend einen Titel, wie Excellenz, oder wohl auch Euer Hochgelahrtheit mit der dritten Person des Plural. Amtlich dagegen das gewöhnliche „Sie“.

Umgekehrt sagt Goethe immer Sie; in Schreiben, bei denen man an eine Kenntnißnahme dritter Personen denken könnte, wird je nach der feststehenden Titulatur stets „Durchlaucht“, „herzogl. Durchl.“, „königl. Hoheit“ vorausgeschickt. In gleichem Falle wird Höchstdero und Höchstihro gebraucht. Die Anrede in der Ueberschrift der Briefe ist mir unbekannt. Diese ganze Sache wäre übrigens ein sehr gutes Goethephilologisches Thema, welches hiermit bestens anempfohlen sei.

Zu bemerken ist noch, daß über den erwünschten und nicht erwünschten „Herrn- und Fürstendienst“ v. Loeper in den Anmerkungen zu Dichtung und Wahrheit zum II. und XV. Buch vollständige Mittheilungen macht.

¹³⁾ Gleich hier sei das Verhältniß zu Friedrich dem Großen besprochen, vgl. weiter unten im Texte S. 64 ff. Das Wesentliche ist aus Dichtung und Wahrheit bekannt und durch v. Loeper's Anmerkungen insbesondere zu I. 41 ff., II. 62 ff. in seiner Ausgabe beleuchtet. Die Stelle ebd. 77 darf aber nicht übersehen werden, wo es denn doch heißt: „Sie (die Leipziger) hatten, um diese Gesinnungen zu behaupten, ein unendliches Detail anzuführen, welches ich nicht zu läugnen mußte und nach und nach die unbedingte Verehrung erkalten fühlte (so! in allen Aus-

gaben), die ich diesem merkwürdigen Fürsten von Jugend auf gewidmet hatte." Diese Stelle und den im Text citirten Brief an die Stein, S. 65, hat Herr von Loeper doch zu wenig beachtet. In späteren Jahren hat Goethe dem Einfluß des großen Königs auf die Denkungsart der jungen Leute in Preußen die verhängnißvollen Ereignisse des Jahres 1806 zuschreiben zu sollen geglaubt. Bei dem Tode des Königs — offenbar weil erwartet und weil die Unruhe der vorhabenden italienischen Reise zu groß war — lautet die Nachricht, daß „der alte König todt sein soll“ sehr lakonisch. In den Versen auf Friedrich den Großen (v. Loeper im G. J. 1892, 227) ist vieles bezeichnende in wenige Worte gefaßt: „Willst du aber die Meinung beherrschen, beherrsche durch That sie, nicht durch Geheiß und Verbot.“ Dann: „der wo alle wanken, noch steht“; „er gebietet der Menge der Menschen“ — alles für Goethes politische Anschauungen charakteristisch! Und endlich entschwebt der große König zu den Göttern, „woher er kam“. Was Goethe hervorhebt, ist auch hier die aus der Götterherkunft (Genie?) abgeleitete Thatkraft. Aber damit ist keineswegs eine völlige Uebereinstimmung mit den politischen Wegen des Königs erklärt. Das Merkwürdigste ist aber, daß sich Goethe 1807 die Mühe nahm, Johannes von Müllers Rede über Friedrich den Großen zu übersetzen, die bekanntlich mit den uns heute wenig zusagenden Worten endet: „Und du, unsterblicher Friedrich . . . du wirst sehen, daß die unveränderliche Verehrung deines Namens jene Franzosen, die du immer sehr liebtest, mit den Preußen, deren Ruhm du bist, in der Feier so ausgezeichneten Tugenden, wie sie dein Andenken zurückruft, vereinigen mußte.“

Man sieht, wie Johannes von Müller und sein Uebersetzer von dem „welthistorischen Geist“ geäfft werden, so daß sie es über sich bringen können, die Thatsachen von 1807 wie unwider- rufliche zu betrachten. Mich wundert, daß diejenigen, die sich 80jährige Lebensläufe nur unter gewissen Schlagworten zu denken vermögen, wie dies in den deutschen Schulen so beliebt ist, wie national, oder deutsch, undeutsch, liberal, reactionär u. dgl. nicht auch von den verkehrten Ansichten Goethes über

Friedrich den Großen sprechen, denn allerdings — der uns heute manchmal vorgezeigte Friedrich der Große sieht wirklich anders aus, als der Goethesche.

¹⁴⁾ **Goethe und Dalberg**, vgl. von Beaulieu-Marconnay: „Karl von Dalberg und seine Zeit.“ 1879. 2 Bde.

Leider sind die persönlichen Beziehungen selbst diesem fleißigen Forscher nicht in dem Maße vertraut geworden, als es zu wünschen wäre. Einen Abschnitt, wie den, der die Beziehungen zu Schiller und Humboldt enthält, finden wir in Bezug auf Goethe nicht. Viele gelegentlichen Aeußerungen Goethes über seine genaue Lokalkenntniß des Erfurter Schlosses sprechen deutlich genug. Ganz unrichtig wäre, wenn man in der ersten Zeit des Aufenthalts Goethes an eine Verstimmung gegen den Weimariſchen Hof bei Dalberg dächte. Die rührende Stelle über Dalbergs Sturz findet ſich II. 284. Am 24. Nov. 1814 ſchrieb er an die Freundin: „Unser genialischer, herrlicher Goethe und der biedere Senator Striſz ſind bis jetzt die beiden einzigen Frankfurter, deren Antheil an meinem Schickſal mir bekannt geworden iſt.“ Die Beziehungen zu Dalberg aus Anlaß des Wunſches Goethes, aus dem Frankfurter Bürgerverband entlaſſen zu werden (vgl. G. J. XIII. 211 ff.), ſind bekannt.

¹⁵⁾ **Graf von Görz** hat in den „historischen und politischen Denkwürdigkeiten“ ſeine früheren Weimariſchen Verhältniſſe ſehr ſummarisch auf 30 Seiten behandelt. Daraus und aus dem ſchon bezeichneten Briefe Dalbergs vom 9. Juli 1875 auf S. 29 ſollte doch nicht auf Mißverhältniſſe von irgend einer Bedeutung geſchloſſen werden. Der Graf Görz hatte als Erzieher Karl Auguſts nicht entfernt die Abſicht, in der Weimariſchen Regierung zu einer Rolle zu gelangen. Jedermann weiß, daß bei regierenden Fürſten der Uebergang der Erzieher in nachherige leitende Regierungsſtellen ſehr ungewöhnlich und beſchwerlich iſt. Graf Görz hatte daher offenbar längſt Anſtrengungen gemacht, die Beziehungen Weimars zum preußiſchen Hof zu benutzen, um dort in entſprechende Stellen einrücken zu können, was ſich nicht ſofort ergeben konnte, und weßhalb

der Graf in Weimar gleichsam zur Disposition stand. Dabei wurde der Verkehr mit dem Herzog nicht im leisesten gestört. Wenn man die zahlreichen Briefe des Grafen Görz, in dessen Eigenschaft als preussischer Gesandter beim Reichstag, an den Herzog während der nächstfolgenden Jahre liest, so findet man die unverändertste und ungetrübteste Anhänglichkeit, stetes Zurückweisen und Erinnern an frühere Zeiten, herzlichste Verehrung. Auch auf dieses Verhältniß zwischen Karl August und seinem Erzieher hat das unsägliche Weiberklatsche und die Bereitwilligkeit, dasselbe nachzudrucken, hie und da einen Schatten geworfen.

¹⁶⁾ **Wilhelm v. Edelsheim** (im Register der Weimariſchen Briefausgabe VII, 402 lies „Wilhelm“ † 1793 statt Georg Ludwig) findet ſich von Erdmannsdörffer in der trefflichen Publikation, der ich, auf den nächſten Blättern Schritt für Schritt folgen zu können, ſo glücklich bin (Polit. Korreſp. Karl Friedrichs v. Baden 1783—1806, I. Bd.) in der Einleitung S. 29—31 kurz und vorzüglich charakteriſirt. Schon 1778 erwähnt Goethe der Ankunft Edelsheims mit Grüßen an Fr. v. Stein. Im Jahre 1785 rühmt bei Edelsheims Anwesenheit in Carlsbad Goethe ſeine politiſchen Auseinanderſetzungen mit dem Badischen Staatsmann, und an die Stein ſchreibt er, daß er ſich von Edelsheim faſt habe bereden laſſen, noch zu bleiben; „denn in Staats- und Wirthſchaftsſachen iſt er zu Hauſe und in der Einſamkeit, wo er niemand hat, geſprächig und ausführlich.“ „In Politicis“ heißt eſ an einer andern Stelle, iſt „Erbauung“ bei ihm zu „holen“. Und wieder am 20. Sept. 1785: „Edelsheim iſt auch hier, und ſein Umgang macht mir mehr Freude als jemals, ich kenne keinen klügeren Menſchen. Er hat mir manches zur Charakteriſtik der Stände geholfen, worauf ich ſo ausgehe. Könnt ich nur ein Viertel Jahr mit ihm ſein u. ſ. w.“ Das Verhältniß Edelsheims zu Karl August war allerdings ein unendlich vertrautes, und Goethe nahm doch auch daran Theil. Hierfür habe ich keinen bezeichnenderen Beweis finden können, als den Schluß eines halb-

amtlichen Schreibens Edelsheims an den Herzog vom 19. Mai 1792, worin der zu erwartenden Niederkunft der Herzogin mit treuesten Wünschen gedacht und hinzugefügt wird, daß Edelsheim in etlichen Tagen „auch tauffen lasse“ und im August schon wieder weiteren Familienzuwachs erwarte. Die Bemerkungen, die sich dann noch an diese Ereignisse anknüpfen, sind von einer so hochgradigen Vertraulichkeit, daß sich ihre Wiedergabe verbietet. Die damalige Zeit dachte über diese Dinge so gänzlich anders, daß man wirklich unrecht thäte, die „Carnevallstreiche“ derselben der heutigen in diesem einzigen Stücke so moralischen Scharfrichterei auszuliefern. Ich führe die Sache wirklich nur an, um die vollendete Intimität, die zwischen den Vertrauten von Weimar und Karlsruhe herrschte, deutlich zu machen. Vgl. auch von Weech, Briefe des Herzogs Karl August an den Markgrafen Karl Friedrich und dessen Minister von Edelsheim, Leipzig 1869.

¹⁷⁾ Graf Görz Denkwürdigkeiten S. 34 ff. Es ist sehr beachtenswerth, daß der Graf hervorhebt, daß er „sein stets so theures Familienleben und die ruhige und sorgenlose Lage, in der er sich zu Weimar befand, verlassen und eine Aufgabe übernehmen sollte, die selbst für einen geübten Diplomaten abschreckend sein mochte.“ In einer für seine Kinder im 81. Jahr niedergeschriebenen Notiz sagt er, er habe nach dem Rathe seines „verklärten Freundes“ Herder in dieser Sache gehandelt. Es ist undenkbar, daß die dem Weimarer Publikum vorgespiegelte Reise des Grafen „wegen eines Prozesses“ auch zur Täuschung des engern Kreises, oder gar des Herzogs gedient hätte. Der Geheimrath von Hofensels in Zweibrücken, an den sich Görz zuerst wendete, gehörte auch nachmals zu den Vertrauten der Weimarischen Politik.

¹⁸⁾ In meinem Weimarer Vortrag, der verhältnißmäßig kurz war, konnte ich selbstverständlich die reiche historische Literatur zum Fürstenbund nicht einmal streifen. Meine Erwähnung und Deutung des vor 30 Jahren schon bekannt gewordenen Briefs von Goethe an Karl August (Vogel, Briefwechsel I, S. 4) und die Wichtigkeit, welche den meisten Zuhörern einleuchtete, aber unerwartet war, hat vielleicht da und dort die Vorstellung

erweckt, als ob in unsern historischen Forscherkreisen das Gutachten Goethes in dieser Richtung gänzlichst unbeachtet geblieben wäre. Dies ist aber nicht der Fall. Der ausgezeichnetste Kenner der Fürstenbundsgeschichte, mein verehrter alter Freund Erdmannsdörffer hat natürlich auch Goethes Antheil an der Sache längst mit Interesse beachtet. Und es ist mir sehr angenehm, daß auch er den Eindruck hatte, daß das Gutachten Goethes wirklich einen gewissen Anstoß zur Gründung des Fürstenbunds gegeben hat. Ich hoffe daher, die Compendien-Schreiber werden künftig wirklich lehren: z. B. „Im Jahre 1778 gab Goethe den Anstoß zur Gründung des Fürstenbunds 2c.“ die Stelle, in welcher Erdmannsdörffer hierüber schreibt, theile ich mit, weil seine „Akademische Rede zum Geburtsfest des höchstseligen Großherzogs Karl Friedrich am 22. Nov. 1884“ vielleicht nicht sehr verbreitet ist.

„Wie nahe lag der Gedanke, daß einmal die beiden rivalisirenden Großmächte sich verständigen könnten auf Kosten ihrer machtlosen Nachbarn . . . Das Gefühl, in einem doch precären Zustande sich zu befinden, kommt in den Kreisen der kleineren Fürsten hin und wieder wirklich zum Ausdruck, wenn auch meist als vorübergehende Stimmung. Ich hebe nur ein Beispiel hervor, welches von allgemeinerem Interesse ist. — Einer von den wenigen rein politischen Geschäftsbriefen Goethes an Karl August, die wir haben, aus dem Winter des Jahres 1778, giebt von dieser beklommenen Stimmung charakteristisches Zeugniß. Es war die Zeit des bairischen Erbfolgekrieges. Friedrich der Große ließ durch den General von Möllendorf die Erlaubniß zu preussischen Werbungen im Weimarischen fordern. Große Verlegenheit: man fürchtet ebenso die Zulassung der Werber und die üblen ökonomischen Wirkungen für das Land, wie die vorauszu sehenden schlimmen Folgen einer entschiedenen Abweisung; außerdem ist zu erwarten, daß im Falle der Gewährung die Oesterreicher gleichfalls Werbefreiheit im Lande verlangen werden, und sie sind noch mehr zu fürchten als die Preußen. Was ist in so bedrängter Lage zu thun?

Indem Goethe dem Herzog dieselbe darlegt, entwickelt er ihm zugleich den Plan, daß man, neben dilatorischer Behandlung der preußischen Zumuthungen, vor allem durch eine schnell geschlossene politische Vereinigung mit gleich interessirten befreundeten deutschen Fürsten — er nennt Hannover, Mainz, Gotha und die übrigen sächsischen Höfe — sich in die Lage bringen müsse, nach beiden Seiten hin „solchen Zumuthungen sich standhaft widersetzen zu können.“ Er spricht den Gedanken aus, daß aus diesem Anlaß vielleicht überhaupt sich glückliche Folgen entwickeln könnten für eine engere Vereinigung der Reichsfürsten unter einander.“

„So tritt uns hier Goethe als Vertreter der reichsständischen Unionsidee entgegen, offenbar aber in dem Sinne, daß die Union eine Schutzwehr sein solle für die Mittleren und Kleinen im Reich gegen das Uebergewicht der beiden Großmächte, Preußens sowohl als Oesterreichs; eine Auffassung, welche auch bei den Verhandlungen der achtziger Jahre noch häufig wiederkehrt, obgleich der Ausgang des bairischen Erbfolgekriegs in der That die Uneigennützigkeit Friedrichs des Großen den deutschen Fürsten gegenüber im hellsten Lichte gezeigt hatte.“

19) Zur Geschichte des Fürstenbunds im Allgemeinen.

Dohm im 3. Bd. der „Denkwürdigkeiten meiner Zeit. Hannover 1817“ beginnt bereits, die Ursachen des Fürstenbunds auf die Absichten Josephs II. gegenüber den deutschen Stiftern und Bischümern zurückzuführen, woran Ranke im I. Bd. der „deutschen Mächte und der Fürstenbund“ ebenfalls anknüpft. Auch der Reichstagsstillstand wird erwähnt. Auffallend ist, daß sich Ranke die Bemerkungen Dohms über die Panis-Briefe entgehen ließ. Spuren der Benutzung des Weimarer Archivs finden sich bei Dohm nicht; dagegen hat Ranke „vornehmlich wie er sich ausdrückt, die Theilnahme der Reichsfürsten an den allgemeinen Angelegenheiten aus dem hierfür unschätzbaren Weimarer Archiv kennen gelernt. Einen vorläufig orientirenden Blick in die Weimariſchen Akten hatte bereits Droysen im Jahre 1857 geworfen (vgl. „Karl August und die deutsche

Politik. Ein Festgruß zum 3. Sept. 1857“) dann hat Ad. Schmidt in seinen „Unionsbestrebungen“ und weiter in „Preußens deutscher Politik von 1785—1866“ Weimarisches Material benutzt. Nantkes Analecten II. Bd. a. a. O., mit der bekannten genialen Spürkraft des Meisters trefflich ausgesucht, zeigen aber, wie viel Schmidt noch übrig gelassen hat, und erst durch Erdmannsdörffers, ausgezeichnete Publication der „Politischen Correspondenz Karl Friedrichs“ sind wir in die Lage gekommen, über den Actenstand genauer orientirt zu sein. Das, was von Goethes Hand unmittelbar in den Acten herrührt, konnte ich mithin mit Hilfe und unter der Kontrolle meines hochverehrten Freundes, des Directors des Weimarischen Archivs Dr. Burckhardt Blatt für Blatt nachweisen.

Der Leser wird sich aus dem folgenden Verzeichniß einen Begriff von der ungewöhnlichen Anstrengung machen, mit welcher Goethe bei diesen diplomatischen Verhandlungen und Correspondenzen theilhaftig war. Außerdem ist der Weimarische Actenbestand des Fürstenbundes ein in sich abgeschlossener und besteht vom Jahr 1784—1789 aus 11 gehefteten Fascikeln, deren Aufschriften und Jahrezahlen nach Burckhardts für mich vollständig maßgebendem Urtheil ebenfalls von Goethes Hand herrühren. Ja der vollendete Kenner Goethescher Archivalien fand sich sogar durch die Art und Weise der Heftung der Fascikeln an Goethesche Gewohnheiten erinnert. Es ist uns daher wahrscheinlich geworden, daß diese Registrirungen mit der von Dohm im Jahre 1815 gewünschten Benutzung der Weimarer Archivalien zusammenhängen dürfte (s. Vogel, Goethe in amtlichen Verhältnissen, S. 306).

Verzeichniß der Goetheschen Handschriften:

Vol. I. 1784. (Aufschrift von Goethes Hand).

fol. 21—26 b. Abschrift von Edelsheims Schreiben vom 28. Jan. vgl. Erdmannsdörfer Nr. 23 u. 31.

fol. 37. Auszug.

fol. 79—81 b. Vortrag an Karl August.

fol. 82 a—93 b. Hiervon ein Extract. Erdmannsdörfer 38, 40.

- fol. 133—135 a. Vgl. Erdm. 37. Abschrift von der Hand des Herzogs Karl August.
- Vol. II. 1785. Aufschrift von Goethes Hand.
- fol. 12—21 b. Bleistift-Correctur zu einem von Karl August geschriebenen Memoire.
- fol. 22—27 a. Memoire über die Angelegenheit der französischen Verhandlungen, die durch den Markgrafen von Baden an das Tageslicht gekommen seien.
- fol. 28—36 b. Von der Hand Goethes die Instruction für Schlosser sammt Correspondenz.
- fol. 37—38 b. Von der Hand Seidels vgl. Ranke II, 257.
- fol. 40—42 a. Von der Hand Goethes Erdmannsdörffer Nr. 117.
- fol. 52—55. Von Goethes Hand Concept an den Fürsten von Dessau.
- Vol. XI. 1789. Aufschrift von Goethes Hand.
- fol. 68—69 b. Copie eines Briefes an Bischofswerder, ferner Concept eines solchen mit Adresse von Karl August.
- Vol. XII. fol. 2—4. Das Concept eines Schreibens mit Ueberschrift von Karl August. 1790.

²⁰⁾ Der Brief an Merck vom 14. November 1781, Briefausg. Nr. 1340 ist bekanntlich nicht mehr unter den ersten Eindrücken der königlichen Schrift geschrieben: „Mein Plan war, noch ein zweites Stück hinzuzufügen, denn die Materie ist ohne Grenzen. Nun ist aber die erste Lust vorbey und ich habe darüber nichts mehr zu sagen. Es hätte sich kein Mensch u. s. w., Ich berühre selbstverständlich hier dieses Thema, welches von Suphan erschöpft zu sein scheint, durchaus nur nach dieser merkwürdigen politischen Seite hin.

²¹⁾ Biedermann, Nr. 670, III, 256.

²²⁾ Ebenda.

23) Beaulieu-Marconnay, Dalberg a. a. D. S. 114 ff. In dem Capitel Joseph II. und Dalberg macht der Verf. Mittheilung von der Correspondenz Dalbergs mit dem Kaiser über den Fürstenbund in den Jahren 1787, 1788, — selbstverständlich ist Goethe, der in Italien weilte, an diesen Dingen nicht betheiligt, aber es ist mir nicht zweifelhaft, daß die Grundansichten desselben mit denen Dalbergs wesentlich übereinstimmten. Man kann sich wenigstens, wenn man die Correspondenzen Dalbergs liest, einen guten Begriff davon machen, wie auch der Reichsverfassungstreue Frankfurter als Weimariſcher Minister seinen Standpunkt genommen haben wird. Allerdings würde er gegen den Kaiser Joseph II. niemals so weit gegangen sein in seiner Annäherung, ja Unterwerfung, als Dalberg. Eine Anzahl Stellen aus dieser Correspondenz sei hier angeführt, von denen ich glaube, daß sie auch Goethe ohne weiteres unterschrieben hätte: „Jeder gute Patriot betrübt sich über den Parteigeist, der Deutschland beunruhigt. Ich habe den Bund entstehen sehen und will mir Rechenschaft ablegen über die Umstände, die ihn hervorgerufen.“ Es folgt die Darstellung der Entstehung des Fürstenbundes im Gegensatz zu Friedrich II. In einer „Rechtfertigung“ heißt es ferner: „Als das Schicksal mich bestimmte, dereinst Reichserzkantler zu werden, dachte ich pflichtgemäß über die Wohlfahrt meines Vaterlandes nach: ich fand, daß es nicht glücklich sei; weil die Gesetze mangelhaft sind, die Verfassung keine Kraft besitzt; weil das erhabene Oberhaupt der Meinung ist, es sei unmöglich diesen Nebeln abzuweichen; und weil die Stände durch den Parteigeist entzweit sind.“

Dalberg versucht nun zu bewirken, daß der „Bund der Fürsten“ wieder ein Bund des Kaisers werde, — gleichsam eine Vereinigung zur Verbesserung des Reiches und der Reichsverfassung: — „Ich habe den Gedanken erfaßt, die Wiedervereinigung der Parteien zu versuchen, soviel meine schwachen Kräfte es gestatten. Um dieses Ziel zu erreichen, muß man danach streben, daß der Fürstenbund ein Bund des Kaisers und des Reichs werde. Um Einfluß auf diesen (übrigens nützlichen) Bund zu gewinnen, ward mein Beitritt nothwendig. Der

Artikel, welcher Bayern betrifft, hat mich nicht davon abgehalten, denn dieser Gegenstand hört auf für Deutschland beunruhigend zu sein, sobald Joseph der Zweite die Gnade hat, das Zutrauen der Nation zu gewinnen."

24) Der räthselhafte Brief, bei Jahn, Briefe an Voigt S. 258, wo das Datum fehlt und mit 1806 bezeichnet ist, was aber wegen der „Nachfahren“ Steins doch nicht angeht. Man kann doch nur an den Minister von Stein denken, der 1806 sein eigener Nachfahrer gewesen sein müßte. Uebrigens gebe ich zu, daß der lapsus memoriae, Herzberg und Haugwitz zu verwechseln, etwas stark wäre. In dieser Interpretationsnoth habe ich den schwierigen Fall auch dem verehrten Freunde Prof. Suphan vorgelegt, der aber hoch versichert, daß er meiner Erklärung nicht beistimmen könne. Es fehlen mir selbstverständlich nicht die gleichen Bedenken, und ich bemerke, daß ich das Vorgetragene für reine Hypothese gebe, — und nur den Wunsch habe, es möge anderen gelingen, die sonderbaren Beziehungen des Briefes, der aber für Goethes Verhältnis zu Preußen ein für allemale bezeichnend bleibt, klar zu legen und aufzudecken. Daß es bis jetzt nicht geschehen ist, hängt damit zusammen, daß die immer und allezeit ein wenig gereizte Stimmung Goethes gegenüber von Preußen von vielen Forschern ein bißchen gar zu sehr verheimlicht worden ist. Es paßt der heutigen veränderten Zeit nicht, und daher soll es auch nicht der Fall gewesen sein.

25) Die feststehenden Daten für den Vollzug der Verträge zwischen Preußen und Weimar giebt Erdmannsdörffer folgendermaßen an: Beitritt zum Haupttraktat des zwischen Preußen, Sachsen und Hannover abgeschlossenen Bundes 23. Juli 1785, Beitritt zum geheimen am 29. August 1785 und zum geheimsten Artikel 10. März 1786. Mit diesen Daten ist die Sache aber nicht erschöpft, da das Schreiben Herzbergs vom 4. August noch auf eine weitere Beitrittserklärung verweist. Ich bin nicht in der Lage gewesen, den Gegenstand archivalisch zur abschließenden

Kenntniß zu bringen und überlasse dies weiterer historischer Forschung. Die Vertragsurkunden haben mir nicht vorgelegen, und ich weiß auch nicht, wo dieselben zu suchen sind. Der treffliche Schöll hat im Karl August-Büchlein 67 auch diese Dinge schon alle recht genau dargestellt, und bei seinen Mittheilungen wird man sich wohl auf der richtigen Spur der Verhandlungen nach vollzogener Vertragsurkunde vom 10. März finden: „Karl August erörterte indeß noch vor seiner Unterzeichnung in einem Schreiben an Graf Görz vom 20. Febr. 1786, wie es für den Nachdruck und das Leben des Bundes unerlässliche Bedingung sei, daß die Einigung der drei zuerst verbundenen Höfe nur als Typus und Richtschnur gelte, hingegen den nach ihnen sich anschließenden Fürsten sämmtlich genaue und förmliche Nachricht von den Fortschritten des Bundes, den neuen Mitgliedern und ihren Bedingungen gegeben, und damit sie untereinander wissende und anerkannte Bündener seien, die Beitritts-Urkunden unter ihnen gewechselt werden. Sie sollten auch um Rath gefragt, die minder mächtigen mit guten Vorschlägen nicht weniger gehört, von den Vertretern als ihresgleichen behandelt und ihnen das Vertrauen und der gute Anreiz eine wesentliche Theilnehmung gegeben werden.“

26) Der Brief bei Vogel I, S. 54 ff. Ich kann nicht unerwähnt lassen, daß ich die Ansicht, es möchte bei dem Entschlusse zur italienischen Reise vielleicht auch der geschilderte allgemeine Gang der politischen Begebenheiten mitgewirkt haben, mit aller Reserve vortragen zu sollen glaubte, um so mehr muß ich mich freuen, daß ein so gewiegter Kenner wie Herr von Biedermann mir erklärte, ihm leuchte das Argument sehr ein und er wollte diese großen politischen Angelegenheiten gern als Motiv der Goetheschen Verstimmung anerkennen.

27) Das brave Büchlein von Dr. Arthur Böhlingk, die Holländische Revolution 1787 und der deutsche Fürstenbund mit besonderem Bezug auf Karl August von Sachsen-Weimar, Bonn 1874 schöpft die Weimarischen Acten des Archivs fast vollständig aus. Wie sich von selbst versteht, kommt Goethe

hier nicht in Betracht; die Schreiben Karl Augusts — insbesondere in den Verhandlungen mit Bischoffswerder — sind für dessen Regierungsgeschichte außerordentlich lehrreich.

28) Für die Kenntniß des bedeutenden Einblicks, den Goethe in die Politik damals erlangt hat, ist es sehr wichtig, sich einen deutlichen Begriff von dem Werthe, den der damalige diplomatische Verkehr Weimars hatte, zu machen. Und da nehme ich nach dem Eindruck, den ich von dem Actenmaterial habe, keinen Anstand zu sagen, daß Goethe durch den Herzog in dieser entscheidenden und welthistorischen Epoche von den allertiefsten Staatsgeheimnissen der europäischen Welt unterrichtet war, so daß ihm die Lage wie ein offenes Buch vor Augen lag. Um den Leser davon zu überzeugen, gebe ich als Beispiel mehrere Correspondenzen, die auch an und für sich von erheblichsten historischen Inhalt und Interesse sind, aber wohl auch erklären können, wie Goethe über den Stand der Dinge unterrichtet war:

I.

Durchlachtigster Herzog.

Gnädigster Herzog und Herr!

Die Vermuthung, daß ein Theil der Preussischen Armee gegen Frankreich werde gebraucht werden, deren Euer Hochfürstl. Durchlauchten in dem gnädigen Schreiben vom 24. vorigen Monats, welches ich den 29. zu erhalten die Ehre gehabt habe, gedenken, ist nicht ohne Grund.

Ich habe von der Person, an die auf Euer Hochfürstl. Durchlauchten Befehl ich mich dieses Gegenstandes wegen habe wenden und die ich habe ersuchen müssen, Euer Hochfürstl. Durchlauchten einen Wink, der diesen Gegenstand betrifft, zu geben, folgende Aufschlüsse erhalten, wie nemlich so viel seine Wichtigkeit habe, daß des Königs Maj. en concert mit dem Kayser beschloffen hätten, in so fern die übrigen Fürsten mit Ihnen Eines Sinnes wären, dem Franzosen zu erkennen zu geben, daß sie einem teutschen Fürsten (dem Kayser) unrechtmäßiger weise sein Eigenthum (Elsaß) genommen hätten, und daß, wenn sie diesen Schritt nicht gutwillig zurückthun und jenem Fürsten Gerechtigkeit widerfahren lassen würden, man

zu wirklichen Maßregeln schreiten werde. Wann eher es nun aber dazu kommen dürfte, daß wirklich ein Corps in Bewegung gesetzt würde, daß ließe sich noch nicht bestimmen, weil die questio: an? nur bedingungsweise wäre, und also alles auf die Umstände ankäme. Die Versicherung habe ich indessen von der Person erhalten, daß Ew. Hochfürstl. Durchlauchten zeitig davon praeventirt werden. Vorauszusehen ist wohl, daß man dafür, daß die Franzosen sich in Güte bequemen, das zu thun, was man von ihnen verlangt unter der Hand durch Insinuationen wohl sorgen wird, weil man sonst seinen Hauptzweck, der hierunter verborgen liegt, nicht erreichen würde. Dieser Hauptzweck ist, daß Pohlens Nachbarn die Grenzen ihrer Staaten durch Verkleinerung dieses Reiches erweitern wollen und die Pläne wie solches ausgeführt werden soll befinden sich, wo sie nicht schon ausgearbeitet sind, doch sicher in der Arbeit und beschäftigten jezo allein das Cabinet.

Die Euer Hochfürst. Durchlauchten in meiner unterthänigen Zuschrift vom 28. vorigen Monats gemeldete schnelle Reise des regierenden Herzogs von Braunschweig nach Potsdam, und die dortige Zusammenkunft mit des Königs Maj. hat ganz eigentlich diesen Gegenstand betroffen, ob man gleich in Potsdam die Karie von Frankreich öffentlich hat über die Straßen tragen lassen, um das publicum glauben zu machen, daß die französischen Unruhen und deren Beylegung der Vorwurf der Zusammenkunft und der jetzigen Beschäftigung im Cabinet seyen.

Man wird alsdann den Kayser sich im Elsaß ausbreiten und ihn dort um sich greifen lassen; dafür aber werden Preußen und Rußland, welche unterdessen ein jeder von seiner Seite ihre Grenzen gegen Pohlen durch ihre Truppen decken werden, zu seiner Zeit in diesen Staat selbst eindringen und sich an diesem Reiche entschädigen; auch wird man dem Kayser außer obigen noch einen kleinen Theil von Pohlen und seine Grenzen einzuschließen erlauben.

Der König von Pohlen wird über das, was man ihm zu lassen beschlossen hat, souverain, und Sachsen erhält die Thron-Folge.

Dies ist die wahre Lage der politischen Angelegenheiten, die mir jedoch unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit anvertrauet und wovon nur Euer Hochfürstl. Durchlauchten Nachricht zu geben mir erlaubt worden ist.

Der Zweck der Reisen des General-Majors von Bischofswerder über Dresden nach Wien und des Geheimen Commerciens-Raths Ephraim nach letzterem Orte und von dort weiter nach Frankreich, läßt sich aus den vorhergehenden nun leicht entnehmen.

Die Zurückkunft des ersteren wird viel, ja wie es heißt alles entscheiden.

Euer Hochfürstl. Durchlauchten von Zeit zu Zeit die näheren Nachrichten, welche ich von den jetzigen politischen Angelegenheiten in Erfahrung zu bringen vermag, zu überschieben, wird mir eine sehr angenehme Pflicht sein.

Das Verzeichniß von dem auf die Apertur stehenden Lehnen zc. . . .

ich ersterbe im tiefsten Respect

Euer Hochfürstl. Durchlauchten

Berlin, d. 2. März 1792

unterthäniger Diener
Burghoff.

II.

Von demselben am 24. April. Theilt die Ordre der Mobilmachung gegen Frankreich mit: dann: „des regierenden Herzogs von Braunschweig Durchl. werden wahrscheinlich das Commando darüber führen“

„Die ganze Bewegung dürfte indessen wohl nur auf ein Manoeuvre hinauslaufen, um zu sehen, was solches auf den König Franz würcken und wie er sich nehmen wird.“

III.

Bischofswerder berichtete aus Wien nach einer Mittheilung des Correspondenten Hoffmann aus Berlin: „Ob man schon Preuß. Seits sehr geneigt war, gegen Frankreich Truppen marschiren zu lassen, so hat solches bei dem König Franz keinen Eindruck gemacht, Er hat vielmehr erklärt: Er glaube man müsse die Franzosen schalten und walten lassen, wie sie wollten,

wenn sie aber das römische Reich attaquiren solten, so müßte man ihnen förmlich den Krieg ankündigen, nehmen was man nehmen könnte, und behalten, was möglich wäre. Wenn S. Preuß. Maj. aber ausdrücklich darauf bestünden, so wäre er nach seiner Alliance bereit, S. Maj. beyzustehen. Er glaubte aber die Sache könne sehr ins weite gehen."

IV.

Aus einem Briefe Edelsheims vom 19. Mai 1792.

„Der Sieg über die Franzosen in der diesjährigen Campagne scheint mir gar nicht zweifelhaft. Neun zehntel aller officiere von dem General bis auf den Leutnant, die gedient haben oder würdig zu commandiren sind, haben sich gestrichen oder streichen sich noch. Kein Regiment in der ganzen Armee ist von dem Geist der Insubordination befreit. In jedem ist eine Parthey mehr oder weniger zahlreich, die nur auf eine Gelegenheit warten, um auszureißen. Alle Offiziere, die das metier ein wenig verstehen und von denen franz. Armeen kommen, stimmen damit überein, daß ihre Nationalgarden dermalen brauchbarer, als ihre Linien-Truppen sind. Hieraus kann man sich vorstellen, was das für eine Composition sein müsse. Aber doch will ich sehr rathen, dadurch nicht sorglos zu werden und den Feind nicht zu gering zu schätzen. Denn sie haben Festungen und Volks in Menge und einen gewissen Enthousiasmus, der auch durch Unglück in Raserey ausbrechen kann. Die Türken und Amerikaner haben uns gelehrt, daß auch die schlechtesten Soldaten beharrlich Widerstand thun und endlich siegen können. Will man das verhüten, so muß man in der ersten Consternation darauf zugehn und keine Kosten scheuen. Auch nicht zum Endzweck haben Conqueten zu machen oder gar Frankreich wieder so herstellen zu wollen wie es war. Das wäre nicht einmal guth zc.

²⁹⁾ Die Campagne in Frankreich 1792 und die Belagerung von Mainz 1793, die man als ein Ganzes betrachten muß, beweisen mehr als alle Einzelaussprüche das große militairische Interesse Goethes und seine unendlich praktische Vorstellungsart von dem, was Staatsangelegenheiten sind. Ich mache hier auf

die sehr sachkundigen Bemerkungen Goethes über die Stellung Dumouriez's bei Grandprée aufmerksam, und seine persönliche Theilnahme und unerschrockene Kriegsgenossenschaft, auch wohl seine bereitwillige Vermittlung zeigt sich fast auf jeder Seite. Wie interessant weiß er sich dem unglücklichen Postenoffizier nützlich zu machen, der bei Grandprée von dem Prinzen Louis Ferdinand genöthigt wird, seinen Posten zu verlassen. Beachtenswerth für die volle Theilnahme ist auch die Stelle: „Es war schon früher mehrmals zur Sprache gekommen, daß wer sich in einen Kriegszug einlasse, durchaus bei den regulirten Truppen, welche Abtheilung es auch sei, an die er sich angeschlossen fest bleiben und keine Gefahr scheuen solle: denn was uns auch da betreffe, sei immer ehrenvoll; dahingegen bei der Bagage, beim Troß oder sonst zu verweilen zugleich gefährlich und schmählich. Und so hatte ich auch mit den Offizieren des Regiments abgeredet, daß ich mich an sie und wo möglich an die Leib Schwadron anschließen wolle, weil ja dadurch ein so schönes und gutes Verhältniß nur um so besser befestigt werden könne.“ Ist es nicht auch reizend, wie Goethe den Offizieren die Zeit durch Erzählungen über Ludwig den Heiligen und die Belagerung von Damiette vertreibt?

Die Begegnung Goethes mit dem Herzog von Braunschweig findet am 7. Oktober statt, die mit Breteuil am 10. Oktober; den Grafen Haugwitz sieht er am 11. Oktober, die merkwürdigen Scenen in Trier spielen zwischen den 22—30. Oktober. Ebd. der Abschied von Lucchesini!

Aus der Belagerung von Mainz möchte ich hier noch aufmerksam zu machen nicht unterlassen, wie erst es Goethe mit seinen Voraussagungen genommen; genau vor einem Jahre hatte er sich im Feldlager in der Champagne geäußert, daß eine neue Aera anfange, und in der Belagerung von Mainz heißt es: Gegen Abend fanden sich die Offiziere des Regiments beim Marketender, wo es etwas muthiger herging, als vorm Jahr in der Champagne: denn wir tranken den dortigen schäumenden Wein und zwar im Trockenen beim schönsten Wetter. Meiner vormaligen Weissagung ward auch

gedacht; sie wiederholten meine Worte: „von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus und ihr könnt sagen, ihr seyd dabei gewesen.“ Wunderbar genug sah man diese Prophezeiung nicht etwa aus dem allgemeinen Sinn, sondern dem besonderen Buchstaben nach genau erfüllt, indem die Franzosen ihren Kalender von diesen Tagen an datiren.“

Zur Kenntniß von Goethes politischen Anschauungen gehört es durchaus und ich erwähne dies hier nochmals, daß er in politischen Dingen die Naturgabe der Weissagung in eminentem Maße besaß, wodurch ihm eben auch sein ungewöhnlich großes Verständniß derselben erleichtert wurde.

Das im Text erwähnte edle Benehmen Goethes gegen die deutschen Republikaner, welche er bei dem Auszug aus dem eroberten Mainz vor der Rache der Bauern geschützt hat, fand am 25. Juli 1793 statt. Die herrliche Beschreibung der ganzen Sache mag sich der Leser ins Gedächtnis rufen! Eine ähnliche Scene seiner lebhaften Parteinahme für das Recht gegen Unrecht erzählt übrigens Goethe auch in dem Feldzug in Frankreich, wo beim Rückzug ein österreichischer Wagentransport über die fliegende Brücke bei Coblenz setzt, als Goethe die Absicht hat, ebenfalls hinüberzugehen. Der hier ausgebrochene Streit zwischen einem österreichischen und preußischen Unteroffizier läßt übrigens bemerken, daß sich in dem alten Frankfurter eine entschieden größere Sympathie für den Desterreicher, wie für den Preußen ausspricht.

Was die im Text bemerkte Bekanntschaft der Franzosen mit dem Buche Goethes betrifft, so lese ich in Zeitschriften, daß neuerdings treffliche Schulausgaben mit ganz sachgemäßen Commentaren in Paris erschienen wären, die nicht genug zu loben wären. Mir selbst sind diese Publicationen, die übrigens im G. J. verzeichnet stehen, nicht zu Gesichte gekommen.





Anhang.

Goethe als Historiker.

Die politische Weltanschauung läßt sich niemals und bei keinem Menschen, der sich des Ursprungs und der Entwicklung des Staats bewußt geworden ist, von der historischen Bildung trennen, die ihm in größerem oder geringerem Maaße eigen geworden ist. In diesem Sinne halte ich es für passend, zur richtigen Erkenntniß des politischen Charakters, und der politischen Ueberzeugungen Goethes noch einen Zusatz über seine historische Bildung und sein Verhältniß zur Geschichte hinzuzufügen. Ich spreche aber von „Goethe als Historiker“ durchaus nur in diesem empfangenden Sinne und nicht etwa unter der Voraussetzung, als handelte es sich dabei um irgend eine Einreihung in diese Fachgenossenschaft. Auch mein hochverehrter und äußerst sachkundiger Colleague Franz von Wegele, der schon vor fast zwanzig Jahren in einem kleinen Schriftchen unter dem gleichen Titel Goethes Verhältniß zur Geschichte besprochen hat, verstand die Aufgabe in keinem andern Sinne. Eigentlich könnte ich es auch bei den trefflichen Ausführungen Wegeles recht gut bewenden lassen und mich einfach auf dieselben berufen, aber eine kleine Nuance in meiner Auffassung des Gegenstandes macht es mir mit Rücksicht auf manche Nachfolger

Wegeles in der Goetheliteratur wünschenswerth, mich gerade über das bestimmter auszusprechen, was mich von dem sonst so lehrreichen Büchlein des Würzburger Collegen sondert. In der Hauptsache zwar könnte niemand Goethes Verhältniß zur Geschichte besser bezeichnen als Wegele, wenn er sagt:

„So gewiß er mit einem hervorragenden, productiven historischen Sinn begabt war, so war es die politische Geschichte am allerwenigsten für die er Anlage, oder richtiger gesagt, Neigung mitbrachte.*) Die Kulturgeschichte im weitesten Sinne, und im besondern wieder die Literaturgeschichte war es, auf die er von Haus aus und nach seiner innersten Natur hingewiesen war; hier hat er auch außerordentliches geleistet, dagegen, wie er der Politik gegenüber immer ablehnender wurde, verhielt er sich der politischen Geschichte gegenüber mehr receptiv. Sein Urtheil aber, wenn er eines abgab, war immer treffend, wie ihm denn politischer Scharfblick, so gerne er ihn auch zurückhielt, in keiner Weise gefehlt hat.“

Der Leser meiner Ausführungen im Text wird leicht finden, in welchen mehr auf den Ausdruck, als auf die Sache bezüglichen Punkten, ich hier von Wegeles einleuchtender Charakteristik Goethes doch abweichen werde. Niemals würde ich mir den Ausdruck gestattet haben, daß sich Goethe ablehnend gegenüber der Politik verhielt. Er hat nur in seinen spätern Jahren sich praktisch damit wenig oder gar nicht zu befassen gehabt. Was er ablehnte, war nicht die Politik, sondern die beliebte Kannegießerei. Aber diese Ablehnung findet man meistens bei Staatsmännern, die sich lange Zeit praktisch bethätigt haben. Auch würde ich mit der Literaturgeschichte, wenn schon einzelne Zweige hervorgehoben werden sollten, die Kunstgeschichte auf die gleiche Linie gestellt haben. Aber, wie man sieht, sind dies sehr kleine Unterschiede unserer Auffassungen, die bei den sonstigen Vorzügen der Wegeleschen Abhandlung gar nicht in Betracht kommen können.

*) Ersteres würde man wohl ablehnen müssen.

Anders dagegen stehe ich gegenüber einer anderen Seite der ganzen Frage. Wegele hat sich bemüht, nicht nur das Verhältniß Goethes zu der Geschichtsschreibung und Geschichtsforschung seiner Zeit als ein sehr freundliches und sympathisches darzustellen, sondern er hat auch unsere heutige historische Auffassung und Arbeitsweise, als etwas hinzustellen gesucht, was sich gleichsam als eine Frucht auch jener Einwirkungen erkennen ließe, die von der klassischen Literatur und folglich auch von Goethe beeinflusst und angeregt worden wären. Er schien auf diese Weise nicht übel Lust zu haben, ein geistiges Band zwischen den Eigenthümlichkeiten unserer heutigen Geschichtsforschung und den Goetheschen Anschauungen herzustellen. Spätere Arbeiten von Wegeles auf diesem Gebiete haben sich dann noch mehr bemüht diesen Zusammenhang zu vertiefen so, als wäre Goethe ein rechter Vorläufer gerade von denjenigen Richtungen, welche die „moderne Geschichtsforschung“, wie man zu sagen pflegt, vor anderen Zeiten „auszeichnet“. Dies aber ist meiner Meinung nach ein ganz gewaltiger Irrthum, der auch auf die Kenntniß von Goethes politischer Bedeutung hinderlich einwirkt und gegen den nicht genug ernstliche Einsprache erhoben werden kann. Ich unterlasse es, mich mit einer Anzahl von fleißigen Schriften auseinanderzusetzen, die auch noch in neuester Zeit erschienen und in diesem Irrthum befangen sind. Dagegen habe ich den herzlichen Wunsch, mich mit Wegele zu verständigen, und da muß ich auf einen Umstand hinweisen, der noch viel stärker, als in dem kleinen Goetheschriftchen, in dem großen Werke Wegeles über die deutsche Historiographie hervortritt.

Es ist eine Art Pietätsverhältniß, welches sich am Ende der vierziger und in den fünfziger Jahren gegenüber der sogenannten Rankeschen Schule in Deutschland gebildet hat, und an welchem auch das Wegelesche große Buch leidet. In diesem höchst edlen und aus vornehmer Gesinnung hervorgegangenen Bestreben hat sich Wegele für die historiographische Beurtheilung aller Dinge eine Art von Kanon gebildet, nach welchem er dann auch den Werth Goethescher Anschauungen über Geschichte bemessen zu können meinte. Stand ein Mann überhaupt auf

gutem Fuße mit dem, was die sogenannte „Schule“ als die richtige historisch-philologisch-kritische Methode zu empfehlen fand, so war es ein sehr kluger moderner Gelehrter. Während nun heute sich jedermann überzeugen kann, daß eigentlich Ranke seinerseits gar nichts mit der sogenannten kritischen Schule zu thun haben wollte, und der Meinung war, daß die dort gelehrten Grundsätze wohl für unbedeutende Leute ganz zweckmäßig, für ihn selbst jedoch nichts weniger als bindend wären,*) verfaßte Wegele sein großes gelehrtes, dankenswerthestes Buch noch unter dem Banne einer Pietät, die ihn persönlich im höchsten Grade ehrte, die aber ein so ausgezeichnetes Dantekenner, wie er selbst ist, eigentlich nicht nöthig gehabt hätte, denn alles was er an eigenen Arbeiten darbot, war ja der sogenannten Schule mächtig entwachsen und zeigte jenen historischen Horizont, von dem die „Schule“ nie einen Begriff hatte. Indessen blieb aber das Mangelhafte eines verwitterten Glaubens an die gute Schule dem Buche Wegeles anhaften, und dieser verdüsterte sich bei manchem spätern Schriftsteller in der Goethefrage zu einem hochgradigen Aberglauben. Denn auch der unglückliche Goethe sollte nach einigen neueren Abhandlungen durchaus von dem Wunderkräutlein der modernen Kritik genossen haben, und manche wollten sich ihn nicht anders vorstellen, als eine Art von Schulvorgänger, der nur leider nicht Zeit gehabt hätte, sich auf den schönen Weidefeldern der neueren Geschichtsforschung kräftiger zu exhibieren und auszudrücken. Alle diese Voraussetzungen sind nun aber durchaus falsch und ich werde zu zeigen haben, daß das, was Wegele das mindere Interesse für die politische Geschichte nennt, nichts anderes war, als die tiefe Verachtung Goethes vor „der Herren eigenem Geist“ und vor der Verlogenheit des schon von ihm als etwas rein subjektives erkannten ganzen kritischen „Krams“.**)

*) Vgl. meine Geschichtswissenschaft Bd. II, S. 39, 40.

***) Da ich den Ausdruck im Sinne Goethes in den folgenden Zeilen noch recht oft zu gebrauchen gedenke, so bemerke ich, daß der gut deutsche Ausdruck Kram für die „Kritik“ im Briefwechsel mit Schiller vorkommt, I. S. 64. auch von Wegele beachtet, Note 68.

Indem ich mich nun zu Goethe selbst in seinem Verhältniß zur Geschichte hinwende, halte ich es für unnöthig davon zu sprechen, was er geleistet haben würde, wenn es ihm gefallen hätte, ein historisches Buch im strengen Sinne des Wortes selbst zu schreiben. Er hat dies nicht nur bekanntlich abgelehnt, sondern er hat diese Sache nicht einmal sehr ernsthaft in Angriff genommen. Seine Absichten gingen nie weiter, als dahin, sich einigermaßen darüber zu orientieren, wie es um eine Geschichte des Weimarischen Helden Bernhard eigentlich stünde. Daß man zur Abfassung eines solchen Werkes allerlei Bücher gelesen haben und außerdem die Materialien hauptsächlich in Archiven sammeln müßte, wußte Goethe ganz genau, und ich kann mich darüber nicht so sehr wundern, als einige neuere, die der Meinung gewesen zu sein scheinen, daß man zu einer so merkwürdig hohen Ansicht von der Geschichte wohl erst einen Kursus in einem Seminar werde nöthig gehabt haben. Was ich aber andererseits nicht beschönigen möchte, ist der Umstand, daß sich Goethe eine solche archivalische Arbeit doch viel bequemer machen wollte, als sie wirklich ist. Er hat offenbar erst viel zu spät bemerkt, daß er sich dabei nicht in dem Maaße fremder Hände bedienen könnte, als er und Karl August der das Geschichtsbuch wünschte, anfangs gedacht haben mochten. Man hat später viel von den begonnenen Excerpten gesprochen, die erst an Luden und dann noch an andere Gelehrte gekommen seien. Der einzige, der sich wohl in neuerer Zeit die Mühe gemacht haben wird, diese Papiere anzusehen, mein hochverehrter Freund Burkhardt in Weimar, versichert aber, daß die Sachen wirklich nicht nur für Goethe, sondern für jedermann unbrauchbar gewesen seien. Wie Goethe erkannte, daß er zu den Vorarbeiten für eine Geschichte Bernhards sich nur seiner eigenen Arbeitskraft bedienen könnte, und dabei sehr anstrengen müßte, so hat er glücklicherweise sich von der Sache befreit und seine Zeit besserem gespart.*)

So wenig es nun zu sagen hat, daß der Dichter sich nicht

*) Vgl. auch Droysen Geschichte Bernhards, im Vorwort.

entschloß seine Hand an ein großes Geschichtswerk zu legen, so selbstverständlich ist es andererseits, daß er überall da, wo er die Kunst der Geschichtsschreibung zu streifen hatte, wie in den Charakteristiken seiner Lebensgeschichte den Schilderungen von Personen und Sachen seiner Zeit, oder aber in den Capiteln der Geschichte der Farbenlehre, wo er sich in mannigfaltigen Aussprüchen über Zeiten und Menschen der Vergangenheit ergeht, überall den Meister zeigt. In allen diesen Dingen wird man nur nichts verwunderliches finden sollen! Es liegt wirklich etwas recht schülerhaftes in der Beurtheilung des Dichters, wenn wir manchmal in Besprechungen seiner der Geschichtsschreibung nahe stehenden oder ihr verwandten Werke lesen, wie er in dem oder jenem Falle wahre „geschichtsschreiberische Kabinetsstücke“ geliefert habe. Ja wohl! und zwar ohne jede Anleitung eines deutschen Geschichtsprofessors! Gustav Freytag hat das auch gethan, wenn er, und wo er den historischen Griffel ergriffen hat. Die Ursache dieser Erscheinung ist eben unendlich leicht zu begreifen: die Geschichtsschreibung hat eine schriftstellerische und künstlerische Seite, die zuerst und vor allen Dingen dem Leser in die Augen springt, während derselbe erst später, oder oft gar nicht nach der sachlichen und stofflichen Bewerthung fragt. Da wird sich jeder seiner selbst klare Historiker oft gesagt haben, daß er sich natürlich solchen Meistern auf diesem Gebiete gegenüber recht als Stümper empfinden könnte, und er wird sich wahrlich in seiner Armuth nicht berufen fühlen, dem Dichter erst noch ein gutes Zeugniß auszustellen. Soweit ist alles klar und wir haben dem in Historie schriftstellernden Goethe gegenüber, in welchem Theile er ihr auch die Ehre angethan hat, sich mit ihr zu beschäftigen, nichts anderes zu thun, als den Hut abzunehmen. Etwas anderes ist es aber mit den sachlichen Fragen, um die es sich bei den geschichtlichen Dingen handelt. Hier darf jedermann das Recht in Anspruch nehmen anderer Meinung zu sein, als der Dichter und es braucht sich niemand zu scheuen, Widerspruch gegen denselben zu erheben, wie denn ohne Zweifel die allerbedeutendsten und größten Geschichtsforscher wirklich in einem

lebhaften Gegensatz gegenüber den besonderen Ansichten des Dichters standen.

Vor allem kommt es darauf an, diese Ansichten festzustellen.

Zwei Dinge sind für Goethe in seinem Verhältniß zur Geschichte bezeichnend und erstaunlich: fürs erste seine ungewöhnliche Wissensbereitschaft in historischen Fragen, mitunter selbst entlegenster Art, seine schlagfertige Kenntniß der Geschichte fast aller Jahrhunderte und sehr vieler Völker, und dann seine in die Breite gehende Belesenheit. Was den ersten Punkt betrifft, so führe ich ein Beispiel an, das aber genügen wird, weil gleicher Wissensbereitschaft sich nicht eben sehr viele Leute rühmen dürften. In der Beklommenheit des Rückzugs aus der Champagne saß Goethe mit vielen Kameraden in des Herzogs Zelt „und dachte in diesem Augenblicke, daß wir gewöhnlich in mißlichen Zuständen uns gern mit hohen Personen vergleichen, besonders mit solchen, denen es noch schlimmer ergangen.“ Und so fühlte er sich getrieben, wenn „nicht zur Erheiterung doch zur Ableitung“ aus der Geschichte Ludwigs des Heiligen die drangvollsten Begebenheiten zu erzählen. Daß diese Erzählung sehr gut und wirksam gewesen, sieht man noch der Erinnerung des Dichters gleichsam in jeder Zeile an. Das bezeichnendste aber für die ausgebreitete Geschichtskentniß Goethes scheint mir dabei die Natürlichkeit zu sein, mit welcher er in seiner Darstellung voraussetzt, daß man diesen immerhin entlegeneren Stoff gegenwärtig haben und ihn als ein bewährter Erzähler zu beherrschen verstehen müsse.

Man weiß auch durch andere Personen, wie sehr Goethe, etwa wenn er den siebenjährigen Krieg erzählte, die meisten Menschen durch ein ungeheueres Detail in Erstaunen zu setzen vermochte. Und ein sicherlich gewiegter Zeuge, wie Barnhagen, von Ense, der selbst eine erstaunliche Geschichtskentniß besaß, bewunderte Goethe wegen seiner außerordentlichen Wissensbereitschaft in Geschichte. Daß diese sich aber nur als eine Folge von großem Interesse für den Gegenstand gewinnen läßt, wird man gerade bei Geschichte als besonders sicher voraussetzen müssen. Was weiter Goethes historische Belesenheit überhaupt

betrifft, so dürfte es zweckmäßig sein, sich vor allem daran zu erinnern, daß er zu den Lesegenies gehörte. Er durfte versichern, daß es ihm ein Leichtes sei, alle Tage einen Band durchzulesen. Diese Art von Menschen, deren ich manche kennen gelernt habe, werden von den andern, Langsamlesern, kaum jemals recht verstanden und häufig mit einer Art von Unglauben betrachtet. Wenn sie sich aber auf diese Weise eine ungewöhnliche, mit nichts zu vergleichende Geschichtskennntniß erworben haben, so geht damit durchaus nicht jedesmal eine besonders hohe Werthschätzung, oder gar eigenes productives Verhalten in Bezug auf geschichtliches Forschen bei ihnen Hand in Hand. Der geschichtskundigste Mann, dem ich überhaupt persönlich nahe stand, war mein unlängst verstorbener alter Freund Hartenstein, dessen Belesenheit in Geschichte so groß war, daß er jede, auch die entfernt liegendste historische Andeutung sofort und gleichsam aus dem Stegreif nach ihren gesammten historischen Beziehungen auszugestalten vermochte. Aber derselbe gewaltige Kenner des historischen Stoffes hatte nie die geringste Neigung auch nur die unbedeutendste schriftstellerische Arbeit zu thun, die sich auf geschichtliche Dinge bezogen hätte. Ja man kann sagen, derselbe Mann, der mir in seinen historischen Kenntnissen hundertmal überlegen gewesen, besaß eigentlich wenig Respekt vor der Historie und hatte die Meinung, daß dem, was auf diesem Gebiete geleistet werden kann und wird, eigentlich nicht der Name einer Wissenschaft zukomme. Dabei war derselbe bekanntlich ein scharfer, ja großer Denker, ein recht eigentlicher Weiser. Sein historisches Interesse war ein lebhaft aufnehmendes, aber es widerstrebte ihm, und er hielt es fast für ein Unrecht zu den Ueberlieferungen von seiner Seite etwas hinzuzuthun, oder sie schriftstellerisch zu „bearbeiten“, wie die Historiker zu sagen pflegen.

Solches eigenthümliche historische Interesse schließt sich am meisten ja fast ausschließlich, an die geschichtlichen Originalwerke an, und so hat auch Goethe mit Vorliebe die ursprünglichen geschichtlichen Ueberlieferungen gelesen; daher seine Vorliebe für die Bibel, daher seine ausgebreitete Lectüre der

Memoirenwerke aller Zeiten. Er gehörte zu den seltenen Menschen, welche die Memoiren des Herzogs von St. Simon gelesen haben und genau in ihnen Bescheid wußten. Die Kenner dieses Werkes aber bilden eine ganz für sich stehende Classe von historischen Menschen und Geschichtsfreunden. Ich möchte behaupten, daß man den historischen Sinn und Geist selbst gewiegter historischer Gelehrter daraus entnehmen kann, wie weit dieselben in den Memoiren St. Simons belesen sind. Denn wer diese eigenthümlichen umfangreichen Bücher mit Interesse durchgearbeitet hat, wird sicher nicht nur zahlreiche andere Memoiren gelesen, sondern dadurch auch ein für allemal einen Beweis gegeben haben, daß ihm in der Historie etwas imponirt, was der nachträgliche Geschichtsschreiber selten oder nie erreicht und was im vollsten Gegensatz zu dem steht, was insbesondere die modernste Geschichtsschreibung anstrebt. Daher lesen Memoirenleser häufig nur ungern neuere Geschichtsbücher und ich behaupte, daß umgekehrt die gelehrten Werke, die uns heute mit Vorliebe und viel Behagen eine langstielige kritische Weisheit aufstischen, gewöhnlich einer recht eindringlichen Kenntniß und Sympathie für memoirenartige Geschichtsbücher ermangeln.

Goethe so gut wie Schiller stellte sich in dieser Beziehung auf einen ungleich höhern historischen Standpunkt, als die verbreitete Schul- und Fachgelehrsamkeit in Deutschland in ihrer Zeit und es wird die Hauptaufgabe einer Darstellung, die sich mit Goethes Verhältniß zur Geschichte beschäftigt, sein müssen, den vollen Gegensatz aufzuzeigen, in welchem er sich gegen die geschichtliche Gelehrsamkeit in Deutschland empfand.

Auszugehen ist von der Stelle im Faust, die Goethes Meinung über die pragmatische Geschichtsschreibung in der Weise ausspricht, wie von derselben auch Friedrich der Große, Herder und Schiller dachten. Das Urtheil Goethes über die Kumpelkammer mit den trefflichen pragmatischen Maximen stützt sich auf eine Vorstellung von dem wirklichen Gang geschichtlicher Begebenheiten, die im vollen Gegensatz zu dem steht was die Geschichtsschreibung damals leistete; das letztere

bezeichnete Friedrich der Große als Thorheit und Herder als Hohnlüge. Goethe steht zur Geschichtsschreibung seiner Zeit genau in demselben Verhältniß, in welchem Friedrich der Große zur deutschen Literatur stand. Was Goethe in spätern Jahren zur Entschuldigung des großen Königs sagte, daß er durch die Kenntnißnahme einer großen Literatur, wie die französische, sich von der deutschen abgestoßen finden mußte, gilt genau von Goethe selbst in Bezug auf die Geschichtsliteratur. Hier hat sich der Dichter unbedingt als Anhänger der Franzosen zu erkennen gegeben und durfte es. Für ihn und die ganze klassische Periode unserer Literatur war Voltaire und nur Voltaire maßgebend für Beurtheilung geschichtlicher Dinge und wohl mit Recht.*) Alles was Goethe in spätern Jahren, etwa seit der Zeit da sich die Einflüsse der Wolfschen und Niebuhrschen Kritik geltend machten, über den Fortgang der historischen Studien urtheilte ist im Grunde nichts anderes als ein Bemessen nach Gesichtspunkten, die ihm die französische Literatur als Muster vor Augen gestellt hatte. Daß man sich in den deutschen Geschichts-Büchern namentlich in der Form, denn diese blieb ihm die Hauptsache, mehr und mehr der französischen Darstellungsweise näherte, schien ihm das fortschreitende.

Hierbei muß ich gleich auf einen andern Fehlschluß aufmerksam machen, zu welchem manche Aussprüche Goethes über die wünschenswerthe historische Kritik Veranlassung gaben. Da ist man nicht selten gleich bei der Hand, Goethe zu einem Vertheidiger und Bewunderer der neueren philologisch-historischen Kritik zu machen. Aber das gerade Gegentheil ist richtig. Den Brief Goethes an Friedrich August Wolf, in welchem der Dichter für die Zusendung des Werkes dankt, will ich gewiß in höchsten Ehren halten; in dem nicht abgeschickten Concept heißt es ja sogar, dasselbe solle bei dem Dichter für seine Arbeiten Epoche machen. Der schöne, geistvolle Verkehr mit

*) Später stellte Goethe, Guizot, Cousin, Villemoin weit über Voltaire, weil sie weniger oberflächlich und der deutschen Gründlichkeit entsprechender s. weiter unten.

Fr. A. Wolf, wie wir ihn durch M. Bernays kennen gelernt haben, beweist eben daß Goethe in diesem großen Philologen den genialen, herrlichen Mann erkannte und verehrte, der sich ihm hier innerlichst eröffnete. Es wäre wirklich sonderbar, wenn Goethe die eminente Heroennatur dieses Gelehrten, bei dem Umstande, daß er gleichsam überall nach den Genies in jeder Wissenschaft ausspähte, verkannt hätte. Solche Irrthümer sind aber Goethen nie begegnet, er wußte, daß sich in Fr. A. Wolf ein Genie ersten Ranges aufgethan hatte, und wußte gleichzeitig ganz genau, daß er für seine Person auf dessen neue Anschauung der Dinge niemals eingehen werde. Die ganze Wolfsche Kritik war nicht im Stande den Dichter sachlich zu überzeugen und man kann sich leicht denken, was er von denen gedacht hätte, die heute nach einfach übernommener Schablone, aber ohne Wolfs Geist alle möglichen historischen Ueberlieferungen kritisch zurecht zu schneiden nicht müde werden. Hier läßt sich nichts beschönigen. Es ist niemand verpflichtet Goethe zu Liebe sein historisch-kritisches Steckenpferd dem Trödler zu verkaufen, aber er darf nur nicht sagen, daß er an Goethe einen Gesinnungs-genossen habe. Denn da steht der Brief an Schiller und das Distichon im Wege, welche beide sich nicht beseitigen lassen: „Die Idee mag gut sein und die Bemühung respectabel, wenn nur nicht diese Herren, um ihre schwachen Flanken zu decken, gelegentlich die fruchtbarsten Gärten des ästhetischen Reiches verwüsten und in leidige Verschanzungen verwandeln müßten. Und am Ende ist mehr subjektives als man denkt in dem ganzen Krame.“

„Sieben Städte zanken sich drum, ihn geboren zu haben.

Nun da der Wolf ihn zerriß, nehme sich jede ihr Stück.“

Um nur einigermaßen das historisch-philologisch-kritische Bewußtsein Goethes zu retten, beruft man sich darauf, daß der Dichter an Woltmanns Weltgeschichte die Kritik des alten Testaments vermisste, oder man beruft sich darauf, daß ihm die römische Ueberlieferung der Königszeit als sagenhaft erschienen sei, daß er an Niebuhr die Kritik lobe. Diese kritischen Meinungen dürften allerdings dem Dichter nicht abzusprechen

sein, er würde nur, wenn man behauptete, er habe dieselben von Niebuhr oder Wolf oder irgend jemand besonders erlernt, das darauf antworten, was er in einem ähnlichen Falle sagte, man könnte eben so gut einen wohlgenährten Menschen nach den Ochsen, Schafen und Schweinen beurtheilen wollen, die er in seinem Leben gegessen hat. Was die Kritik betrifft, die Goethe von den Historikern verlangte, so war ihm jedenfalls nicht unbekannt, daß schon seit ein paar hundert Jahren die Glaubwürdigkeit der römischen Geschichte bestritten werde, und wenn er für diese und sonstige kritische Anwandlungen einen Gewährsmann gebraucht hätte, so hätte er ihn in Voltaire am liebsten erblicken dürfen.

Indessen möchte ich auch nicht behaupten, daß die Goethesche Kritik voltairisch gewesen sei, sie war eben nur Goethesch, wie jede vernünftige Kritik eben immer die ist, dessen Eigenthum oder Erfindung sie zu sein pflegt, wäre die Kritik Goethes die Wolfs oder Niebuhrs gewesen, so wäre sie natürlich nicht die seinige gewesen. Die seinige war aber vor allem sehr konservativ, und viel konservativer, als dies heute von den meisten fertig gebracht würde.*) So ist es bezeichnend, daß er sogar den

*) „Besonders in der Kritik zeigt dieser Mangel sich zum Nachtheile der Welt, indem er entweder falsches für Wahres verbreitet, oder durch ein ärmliches Wahre uns um etwas Großes bringt, das uns besser wäre. Bisher glaubte die Welt an den Heldensinn einer Lucretia, eines Mucius Scävola und ließ sich dadurch erwärmen und begeistern. Jetzt aber kommt die historische Kritik und sagt, daß jene Personen nie gelebt haben, sondern als Fiktionen und Fabeln anzusehen sind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was sollen wir aber mit einer so ärmlichen Wahrheit! und wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug sein, daran zu glauben.“

Dann spricht er von dem Verlust des vaterländischen Faktums der Mongolenschlacht bei Liegnitz und schließt: „Dadurch ist nun ein großes vaterländisches Faktum gelähmt und zerstört, und es wird einem ganz abscheulich zu Muth.“ Eckermann Gespräche I, 223.

Tatarenbesieger Jaroslaw von Sternberg und die Entscheidungsschlacht von Liegnitz nicht missen wollte. Er ärgerte sich vielmehr sehr, daß man ihm die schönen Mongolenschlachten ausreden wollte, und daß die furchtbaren asiatischen Horden nicht durch die Tapferkeit der Deutschen, sondern aus inneren politischen und Gott weiß, welchen diplomatisch feinen Erwägungen zum Rückzug bestimmt worden seien. Er hatte ja ganz recht, die Sache wurde dadurch sehr viel langweiliger, aber er läugnete doch in diesen und ähnlichen Fällen nicht, daß man sich auch mit der Wirklichkeit befreunden könne.

Man täusche sich nicht, die ganze kritische Historie war dem Dichter unsympathisch, desto mehr, je anspruchsvoller sie auftrat, und vollends wenn sie etwas für sich vorstellen oder sein wollte. Wenn man die Fülle der Gespräche heranziehen wollte, die über diesen Gegenstand vorliegen, so könnte man kaum enden. Manchmal ging Goethe in seiner Abneigung gegen die Kritiker im Gespräche so weit, daß man fast zweifeln dürfte, ob man es mit Scherz oder Ernst zu thun habe. So wenn er einmal sagt, daß ihn die „Pfaffen und Schulleute“ mit ihrer Gelehrsamkeit über die Reformation „sehr quälen“, weil durch alle ihre Bemühungen die Sache ins klare zu setzen, nichts erreicht wird, als daß auch von dieser edlen geschichtlichen Mythe und Poesie der Duft und die Schönheit abgestreift werde. Sachgemäßer ist eine andere Aeußerung, die Boisseree aufbewahrt hat und die viel wahres an und für sich enthält. Goethe bemerkt nämlich auf die Bemerkung desselben, es habe Stolberg durch Gelehrsamkeit und Historie die christliche Ueberlieferung zu stützen gesucht folgendes: „Ei! das ist gegen alle Ueberlieferung, diese nimmt man entweder an, und dann giebt man von vornherein etwas zu, oder man nimmt sie gar nicht an und ist ein rechter kritischer Philister. Auf jenem Mittelwege aber verdirbt man es mit allen; und es ist ein Beweis, daß er von dieser Seite noch nicht einmal mit sich fertig ist. Die Protestanten dagegen fühlen das Leere und wollen nun einen Mysticismus machen, da ja gerade der Mysticismus entstehen muß. Dummes absurdes Volk, verstehen ja nicht einmal, wie

die Messe geworden ist, und es ist gerade als könnte man eine Messe machen."

Wenn Goethe damals über diese Dinge so urtheilte, so kann man sich ungefähr denken, was er später über alle die kritischen Theologen gedacht haben würde, welche ja doch nicht als „rechte kritische Philister“ gelten wollen und daher nur noch die bezeichneten Mittelwege zu wandeln vermögen. Bezeichnend für dieses kritische entweder, oder, welches der Dichter verlangt, sind auch die Aussprüche über Niebuhrs römische Geschichte, deren radikale Ergebnisse ihm sehr einleuchteten, wengleich er bedauerte, daß die Phantasie durch Niebuhrs Werk zerstört wird. Ohne Zweifel ist dem Dichter trotzdem diejenige Geschichtsdarstellung immer die liebste geblieben, welche in der nüchternsten Weise die Ueberlieferung darbietet. In diesem Sinne lobt er das Raumer'sche Hohenstaufenwerk; offenbar gefiel ihm an demselben genau das, was heute jeder Student daran als „das unkritische“ zu tadeln weiß. Dennoch schätzt Goethe den großen Fortschritt der französischen Geschichtsschreibung bei Cousin Villemain, und vor allem Guizot gegenüber der Oberflächlichkeit Voltaires, er lobt besonders die Gelehrsamkeit des letztern und dessen Aufmerksamkeit auf die idealen Seiten der menschlichen Dinge in ihrem geschichtlichen Werden.

Sehr merkwürdig ist es, daß die Goetheschen Anzeigen von historischen Büchern uns gar keine Ausbeute für die Erkenntniß seiner Geschichtsauffassung zu geben vermögen. Er liebt es hier jedesmal nur seiner Dankbarkeit für empfangene Belehrung Ausdruck zu geben. Ueber historische Fragen zusammenhängend zu schreiben, war nun einmal seine Sache nicht, er war und blieb der Geschichte gegenüber der empfängliche Genießer und beziehungsweise Verwerfer. Mit heiterer Unermüdlichkeit vermochte er sich an den tausend Ueberlieferungen der Weltgeschichte zu ergötzen und mit lächelnder Miene urtheilte er über Wahrheit und Unwahrheit derselben, aber zu einer schriftstellerischen Behandlung der Historie hatte er in keiner Form eigentliche Lust. Auch seine Gedanken über den Gegenstand im ganzen und großen vermied er in irgend einem Zusammenhange vorzu-

tragen. So ist denn das — ich möchte fast sagen unglückliche — Gespräch mit Luden das einzige Zeugniß für Goethes Ansichten von Geschichte geblieben und ich bin daher genöthigt auch hier auf dasselbe etwas genauere einzugehen.

Luden hat sein großes Gespräch mit Goethe in einer Weise berichtet, bei der es ihm darauf anzukommen schien sich selbst sprechen zu hören. Man kann ja nicht läugnen daß er namentlich in dem Theile der von der Geschichtswissenschaft handelt, seine Sache geschickt und freimüthig, man möchte sagen unerschrocken geführt hat; wenn nur nicht Goethe dabei etwas zu kurz kam! Doch wie dem auch sei, ich denke mit etwas Phantasie, welche Luden für den Geschichtsschreiber ja auch in Anspruch nahm, läßt sich die gesammte Stellung Goethes zur Geschichtswissenschaft in ihren Vorzügen und Schwächen recht gut begreifen. Ich will aber nicht meine Phantasie zu Hilfe nehmen, sondern in diesem Falle in möglichster Trockenheit das, was Goethe gesagt hat, auf gewisse Thesen zu stellen suchen. Dabei kann ich mich aber mit Ludens Behauptung nicht recht befreunden, es sei Goethes Absicht gewesen den jungen Mann, der, begeistert von seinem Beruf, von seiner neuen Wirksamkeit große Dinge erwartete, „ein wenig zu necken.“ Mir scheint dies ganz unwahrscheinlich, und ich denke mir, daß dieser Gedanke in Luden nur deshalb aufkam, weil er von Goethe bei dieser Gelegenheit eben Dinge über Geschichte hörte, die ihm von den Göttinger Pedanten, mit denen er sonst Umgang gehabt, noch nie gesagt wurden. Und da ihn die ganze Auffassung mit vollem Recht an Faust und Wagner erinnerte, so wollte er nicht recht an Goethes Ernst glauben, — gerade so, wie tausende von Geschichtsfreunden die Worte von der Kumpelkammer heute noch lesen und sich nicht entfernt denken, daß in dem Scherz ein furchtbarer, leider nur zu großer Ernst steckt. So hatte denn Luden das, was Goethes vollster Ernst und seine wirkliche Ansicht von der verwickelten Sache war, für eine Neckerei des Dichters gehalten, weil sich viele Leute auf dem Schiffelein der Geschichtswissenschaft vergnügen, und mehr als bei irgend einer andern Wissenschaft verkennen, wie sehr sie auf einem papierenen Boden

stehen. Wer dagegen die Skepsis der Geschichte auf ihrem wahren Fleck und nicht in dem „Kram“ erblickt hat, mit welchem sich die meisten beschäftigen, der wird freilich nicht einen Augenblick zweifeln können, daß Goethe durchaus keinen Spaß mit Herrn Professor Luden gemacht haben wollte. Man muß vielmehr sagen, Luden scheine damals noch nicht auf den Standpunkt gekommen zu sein, wo er die schrecklichen Wahrheiten des Goethe'schen Raisonnements begriff.

Bergegenwärtigen wir uns nun den Inhalt des Gesprächs: Goethe ging davon aus, daß Luden Historiker sei, oder sein wolle; dies veranlaßte Luden seinen tiefen, ernstgemeinten Respekt vor dieser Wissenschaft vielleicht in einer etwas übertriebenen Weise zu offenbaren, gleichsam als hätte dieselbe Vorzüge vor allen andern Wissenschaften. Goethe, der jedoch wirklich diese weitgehende Meinung nicht theilte, sah sich dadurch veranlaßt, wie ich glaube zunächst in aller Unschuld, zu fragen, worin denn das große Wesen bestehe, auf das sich Luden bei seinen allerdings mit hochtrabenden Worten über die Geschichte ausgesprochenen Ansichten stützen könnte, und es mag ja sein, daß der ältere erfahrene Mann sich so von vornherein an die Mephistophelische Scene mit dem Schüler erinnert fand. Namentlich hatte die heftige Beschwerde Ludens darüber, daß man den Historiker für einen Geschichtenerzähler halten könnte, etwas recht humorloses an sich. Goethe, hätte wenn er trockener und lehrhafter gewesen wäre, recht gut antworten können: „Lieber Herr Luden, das was man von ihnen nach fünfzig Jahren lobend erzählen wird, wird das sein, daß sie den Jenenser Studenten die Geschichte trefflich erzählt haben, dagegen wird sich nach fünfzig Jahren keine Seele in der ganzen Welt mehr um dasjenige bekümmern, was Sie über die Gegenstände der Geschichte philosophirt haben.“ Hätte Goethe dieses geweissagt, so wäre Luden jedenfalls noch viel unzufriedener gewesen, aber es hätte die Wahrheit getroffen. Statt dessen erinnerte Goethe witzig, bloß an einige Mephistophelische Verse, daß jeder nur das hoch anschlage, was er selber treibe. Darauf antwortete Luden mit dem Hinweis auf die Schwierigkeit der Quellen

nach Wagners Vorgang, und Goethe erwiderte trocken, daß denn doch schon vieles ausgeschöpft sei. Luden parirte mit dem nicht unerwarteten Hinweis auf die Forschungsaufgaben, welche sich nicht auf die Menschen, sondern auf die Menschheit, nicht auf die Einzelnen, sondern auf das Volk, ja auf die Völker überhaupt bezögen. Dagegen setzte sich nun Goethe heftiger zur Wehre, indem er sich den Gebrauch von Abstraktionen bei dem konkreten Stoffe der Geschichte verbat, da mit dergleichen gar nichts anzufangen sei. Hierauf replizierte Luden schon etwas gereizter mit der Hervorhebung von Leben und Entwicklungen der Völker, worauf Goethe wieder verwundert antwortete, daß er sich wundere wie ein Mann, der kurz vorher sich als Mathematiker bezeichnet hätte, so wenig von wissenschaftlicher Gewißheit und Wahrheit zu halten scheine. Dies gab dann zu langen Auseinandersetzungen über die allgemeinen Fragen der Wissenschaftslehre Anlaß, wobei dann wieder Luden sich einer außerordentlichen Gewißheit historischer Erkenntnisse rühmen zu können meinte. Goethe trat dagegen mit der seit Walter Raleigh nicht unbekanntem Behauptung auf, daß man in der Geschichte bei Lichte betrachtet überhaupt gar nichts sicher wisse, weil die Prügelei vor Raleighs Fenstern nicht von zwei Menschen gleich erzählt worden war. Luden erwiderte hierauf mit den damals und später immer wiederholten Gemeinplätzen über die historische Kritik; und wenn man auch nicht behaupten könnte, daß die Sache irgendwie erschöpft worden sei, so kam doch auch bei dieser Gelegenheit die herzliche Verachtung des Dichters gegen dieses stumpfe Instrument der historischen Wissenschaft in einer herzhaften Weise zum Ausdruck. Und damit ging die Sache ihrem Ende entgegen, denn als Luden in die Enge getrieben, sagen sollte, was es eigentlich mit den historischen Wahrheiten auf sich hätte, so kam er in ein böses Kreuzfeuer von Dichtung, Geschichte, Kritik, Phantasie, und dergleichen schönen Dingen, die nun einem so absolut nüchternen Denker, wie Goethe, wirklich nicht gefallen konnten. Indem Goethe resumierte, der langen Rede kurzer Sinn wäre eben doch, daß Faust Recht habe: „Was man den Geist der Zeiten heißt“ 2c. 2c. brach

er die Unterhaltung wieder mit einer Anspielung auf den Faust ab, denn es war zwar nicht tief in der Nacht aber „schon weit am Tage.“

Ich fasse nun alles was Goethe in dem Gespräche mit Juden ausgesprochen hat, in fest formulierten Sätzen zusammen:

1. Der Name der Geschichte kommt vom Erzählen, ein guter Historiker ist derjenige, welcher gut erzählt.

2. Die Meinung, daß das Studium der Geschichte von allen Studien das schwierigste sei, erklärt sich nur daraus, daß jeder seine eigene und nicht die Last des andern trägt, auch das für das wichtigste hält, was er eben treibt.

3. Das brauchbare aus den historischen Quellen ist ausgeschöpft, was zurückblieb, ist trübes Wasser.

4. Nach aller Durchforschung der Quellen der Geschichte wird man nichts anderes erfahren haben, als was man ohnehin weiß, daß es zu allen Zeiten und in allen Ländern miserabel gewesen ist.*)

5. Die Geschichte kann sich nur mit Menschen und nicht mit der Menschheit beschäftigen. Die Völker bestehen auch nur aus Menschen.

6. Was die Völker nachdem sie untergegangen, hinterlassen, sind Schatten, nach denen man zwar haschen, aber die man nicht erfassen kann.

7. Es ist eine Kühnheit zu behaupten, daß jemand in der Geschichte eines Volkes das Leben des Volkes darstellen könnte. Dieses ist unerschöpflich; die Geschichte weiß davon das wenigste oder nichts.

8. Die Geschichte ist keine mathematische Wissenschaft, sondern steht im vollen Widerspruch zu ihr, denn sie lehrt nichts, was nicht streitig gemacht werden könnte, während in der Mathematik alles Wahrheit und Gewißheit ist.

9. Zwischen dem wirklichen Geschehenen und dem, was die Geschichte als solches behauptet, besteht keine Uebereinstimmung,

*) Vgl. Biedermann Nr. 976: Und doch kann eigentlich Niemand aus der Geschichte etwas lernen, denn sie enthält ja nur eine Masse von Thorheiten und Schlechtigkeiten.

die Anekdote von Walter Raleigh ist in sich durchaus begründet.

10. Der Historiker fällt bewußt oder unbewußt dem Trug anheim. Er ist nicht Urheber der Lüge, sondern Verbreiter. Die Lüge fällt immer wieder auf die sogenannten Quellen-schriftsteller zurück. Sie wird nur immer weiter zurückgeschoben.

11. Selbst in dem, was der Historiker das Gerippe der Geschichte nennt, läßt sich nur von subjektiver Wahrheit reden.

12. Durch die kritische Bearbeitung der Ueberlieferungen macht sich der Historiker zum Dichter und zwar, weil er dabei ganz unfrei ist, zu einem schlechten Dichter.

Das beste an Ludens Mittheilung dieses Gespräches ist seine fortwährende Beziehung auf die Faustische Auffassung von Geschichte, die er Goethe zutheilt. Hierdurch sind wir in die angenehme Lage gesetzt ganz bestimmt zu wissen, daß das was Goethe Faust sprechen läßt in dieser Richtung die eigene Meinung Goethes war.

Mit diesem Grundtext und mit den obigen 12 Thesen in der Hand, darf ich nun wohl aber die Frage aufwerfen, ob sich irgend Jemand davon überzeugen könnte, daß Goethe zu dem, was die heutige Geschichtswissenschaft, man mag im Uebrigen welche Meinung immer von derselben hegen, bezeichnet, in irgend einer Beziehung gestanden habe. Er geht in der Nüchternheit und im Skepticismus gegenüber der Geschichtswissenschaft, wenn man es auch sehr bedauern mag, daß seine Meinung dem nachkommenden Geschlecht der Historiker nicht wenigstens einigermaßen besser im Gedächtniß geblieben ist, viel weiter, als irgend Jemand dies heute zu thun vermöchte. Ja er steht insbesondere im diametralen Gegensatz zu den Richtungen der kritischen Geschichtsschreibung, welche seit der Mitte des Jahrhunderts dominierend geworden sind. Alle jene Gelehrten und Schriftsteller, die man mit Ausnahme etwa von Ranke als die Epigonen der klassischen Epoche der deutschen Literatur bezeichnet, stehen in geschichtlichen Dingen entweder auf einem Standpunkt, auf dem sie sich, wie auch Luden, kaum vorstellen werden, daß Goethe ernsthaft gesprochen hätte, oder sie sind sich der Probleme,

die Goethe besprach und betonte, noch nicht einmal bewußt geworden. Was sie ihre Stepsis nannten, das war für Goethe ein gelehrter „Kram“ und was Goethe bezweifelte, erschien ihnen als kein Gegenstand der Ueberlegung. Goethes allgemeine Urtheile, die er mit vollem Bewußtsein als Ausflüsse seiner Subjektivität bezeichnete, fanden bei dem spätern Geschlecht, eben weil sie sich als subjectiv gaben, kaum mehr eine Beachtung, und die Objektivität der Historiker vermochte Goethe nicht anzuerkennen. Ich muß aber bekennen, daß es mir doch scheine, unsere bis zu einem gewissen Grade wenigstens objektiv sicher gestellte Erkenntniß geschichtlicher Dinge ist wirklich um ein, wenn auch nur kleines Stückchen weiter gekommen, als Goethe noch zugestehn zu können meinte. Auch bin ich sicher, daß wenn Goethe die Weltgeschichte von Ranke hätte lesen können, er wenigstens nicht den Satz ausgesprochen hätte: „Ich bin nicht so alt geworden, um mich um die Weltgeschichte zu kümmern, die das Absurdeste ist, was es giebt; ob dieser oder jener stirbt, dieses oder jenes Volk untergeht, ist mir einerlei.“

Vielen Abscheu gegen die Welthistorie verursachte ja ohne Zweifel die Fleisch- und Blutlosigkeit der historischen Figuren, wodurch ihm selbst Johannes Müller ungenießbar wurde. Wenn er heute so manche Geschichts-Bücher aufschlagen und lesen würde, so fände er sich mehr befriedigt. Aber er würde sich freilich auch wundern, daß die, welche die Kumpelkammer, heute eine verfassungsrechtliche, morgen eine wirthschaftliche, bald eine kirchliche, bald eine soziale und Zukunftsstaatlich eingerichtete Kumpelkammer immer wieder der wirklichen, persönlichen Geschichte vorziehen, nicht alle werden wollen. Denn sein Grundsatz blieb immer derselbe: „Nur in den Charakteren, nicht in den Ereignissen ist innere Wahrheit“. Bei pragmatisch-historischen Darstellungen „meint der Mann.“

Wenn man sich bei dieser die neuere Geschichtsschreibung ablehnenden Ansicht Goethes damit trösten wollte, daß er doch die Geschichte Lykurgs und seiner spartanischen Verfassung auch schon vor Ottfried Müller für eine Fabel gehalten hat, so ist

dies wenig beweisend, denn man wird ihn doch nicht für einen Mann geachtet haben, der von dem Grundsatz des Swinegel ausgegangen wäre, daß alles wahr sein müsse, was man erzählen könne. Dennoch ist es ganz richtig, daß die Art und Weise, wie Tschudy und Aventin die Geschichte geschrieben haben, ihm unter allen Umständen und bei weitem am liebsten war.

Wollte man freilich die Unzahl von geistvollsten und treffendsten Aeußerungen, insbesondere aus der Geschichte der Farbenlehre über konkrete historische Punkte zusammenstellen, so fände man kein Ende. Ich darf hier an dem Schlusse meiner Erörterung gerade nach dieser Seite nicht versäumen, der kleinen Schrift von Dr. Albert Lüttge im Jahresbericht des Kgl. Kaiserin Augusta Gymnasiums zu Charlottenburg dankbar Erwähnung zu thun. Die allerwichtigste und merkwürdigste geradezu verblüffende Stelle aus Goethes Werken, welche weder Lüttge noch einer seiner Vorgänger zur Charakteristik seiner tiefen und eigenartigen historischen Weltanschauung angeführt haben, ist aber folgende:

„Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämtlichen Ahnherrn in sich begreift, und alle bisher vereinzelt und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht. Ebenso geht es mit Nationen, deren sämtliche Verdienste sich wohl einmal, wenn es glückt in einem Individuum aussprechen. So entstand in Ludwig XIV. ein Französischer König im höchsten Sinne, und ebenso in Voltairen der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäße Schriftsteller.“ (In den Anmerkungen zu Rameaus Neffe.)

So war also auch Goethe schon sich darüber klar, daß alle historischen Probleme Generationsfragen sind und auf der Erforschung des genealogischen Individualprozesses beruhen.